

✻ Magazin ✻

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) \$1.50; Ausland \$1.60.

Neue Folge: 20. Band. St. Louis, Mo.

Mai 1918.

Wie steht es mit dem Gebäude deiner Theologie?

Von H. Kamphausen.

II.

Nachdem wir im vorigen Heft allgemein vorbereitende Arbeit getan, hatten wir in Aussicht gestellt, daß wir in diesem Maiheft alsbald ans Werk gehen würden, uns mit den Grundlagen des theologischen Lehrgebäudes zu befassen, dessen Aufbau oder wenigstens allgemeinen Plan wir vor den Augen unserer Leser auszuführen versprochen hatten. Wir haben bisher den Ausdruck „theologisches Lehrgebäude“ gebraucht. Jetzt wollen wir dafür genauer und zugleich beschränkender Weise „Dogmatik“ sagen. Natürlich gehört zu unserer Theologie auch eine Ethik, und dieselbe spielt heutiges Tages eine bedeutende Rolle, sagen doch die Leute öfters: Ich gebe nicht viel drum, was ein Mensch glaubt, sondern wie er lebt. Das heißt in unsere Sprache übersetzt: Die Ethik ist mir wichtiger als die Dogmatik. Ferner gibt es in unserer Theologie einen Platz für Apologetik, für Symbolik und für Religionsphilosophie. Aber die Hauptsache ist uns die Dogmatik. Wenn die bei einem Pastor gut fundiert und wohl aufgebaut ist, so hat es mit den andern Disziplinen keine Not.

Jedoch wollen wir hier, wenn auch nur im Vorbeigehen, einem Einwurf begegnen. Dogmatik ist die zusammenhängende Darstellung der christlichen Dogmen. Nehmen wir aber nicht in unserer Zeit eine ausgesprochene Abneigung gegen alle Dogmen wahr? Und das nicht nur von seiten wissenschaftlich gerichteter Menschen, sondern auch von Leuten, die im praktischen Amt stehen? Man erinnere sich z. B. an den großen Kanzelredner Talmage. Wie oft sagte er in seinen Predigten: The world does not want, nor does it need, a dogmatic Christ. Give it the Christ of the Gospel! Was ihm, dem orthodoxen Prediger, vorschwebte, war das Gefühl, daß die einfache Predigt des Sündenerheilandes ohne alle unnötige Belastung mit theologischen Theorien das sei, was das Volk unserer Zeit suche und brauche. Dagegen wenn von Seiten der Wissenschaft der Anspruch auf ein undogmatisches Christentum erhoben wird, wie es sich etwa in dem Ruf: Fort mit den Dog-

men! äußert, so ist das bedeutend ernster. Es bedeutet das nicht mehr und nicht weniger als die Forderung, daß mit den christlichen Heilstatfachen ausgeräumt werde, und der christliche Glaube auf fromme Gefühle und gesunde Moral reduziert werde. Diesem Bestreben weichen wir nicht einen Schritt. Vom christlichen Glauben lassen sich gewisse Lehrsätze, insonderheit das größte „Dogma von Christi Person und Werk“ (Gef.) nicht scheiden. Der christliche Theologe, der hier nicht ein klares Bewußtsein und einen festen Stand behauptet, verdient den Ehrennamen eines Theologen nicht.

Also den Einwand weisen wir zurück, wir können unsern Christenglauben nicht der Dogmen berauben lassen, wie anstößig sie auch manchen sind, denn in ihnen drückt er das Wesentliche seines Bestehens aus. Aber es erinnern uns diese Einwendungen an eine wichtige Tatsache, nämlich die, daß wir bei der Darstellung unseres Glaubens nicht auf allgemeine Zustimmung zu rechnen haben. Nicht nur werden wir die sich zum offenen Unglauben bekennen gegen uns haben, sondern auch solche, die den Christennamen ebenfalls für sich beanspruchen. Wir müssen uns eben gegenwärtig halten, daß wir es hier nicht mit einer exakten Wissenschaft zu tun haben, wie z. B. der Mathematik, woselbst man jeden einzelnen Lehrsatz von allgemein anerkannten Axiomen aus in einer streng logischen Folge von einzelnen Operationen demonstrieren kann. Die äußerlichen Objekte fehlen gänzlich. Es handelt sich um Ueberzeugungen, um innere Erfahrungen, um Aussagen über das Ueberweltliche, Göttliche, um Beziehungen des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen. Es sind Dinge, bei welchen wir mit der Philosophie, der Psychologie und der allgemeinen Ethik in Berührung kommen, die wir aber doch auf eine Weise behandeln, die von der dieser Profanwissenschaften gänzlich verschieden ist. Ja noch mehr, es muß gesagt werden, daß viele Vertreter dieser Wissenschaften es für völlig unmöglich erklärt haben, über jene transzendenten Faktoren auf unsere Weise Aufschluß zu erhalten und mit ihnen in persönliche Beziehung zu treten, daß also deshalb unsere Dogmatik größtenteils auf Einbildung und unbegründeten Spekulationen aufgebaut sei.

Aus allen diesen Gründen erhellt es, wie unumgänglich nötig es ist, sich darüber klar zu werden, auf welche Weise wir denn unseres christlichen Glaubens und der Tatsachen, von denen er lebt, gewiß werden können. Denn bedenke man, das, worauf man seine Hoffnung setzt im Leben und im Sterben, das, was man für das Universalmittel einer verlorenen Welt hält und erklärt, muß uns doch felsenfest gewiß sein. Wenn man erwägt, wie in diesem Weltleben alles im Fluß ist, und auch in geistigen Dingen die Zeit so stetigen Wechsel hervorbringt, so erscheint es in der That anmaßend, daß, gewöhnliche Menschen wie wir sind, wir den Anspruch machen, in unserm Glauben etwas zu haben, das die Flucht der Jahrhunderte überdauert. Der Anspruch ewige Wahrheit zu haben ist so außerordentlich, daß es vielen unmöglich

scheint, dafür jemals eine ausreichende und allbefriedigende Beglaubigung zu finden. Man denke an Lessings bekanntes Wort: „Wenn Gott in der einen Hand die Wahrheit und in der andern das Suchen nach der Wahrheit mir anböte und mir die Wahl frei ließe, so würde ich sagen: Herr, die volle Wahrheit ist ja doch nur für dich allein, ich will zufrieden sein, wenn ich mein Leben lang danach suchen darf.“ Das klingt recht demütig, aber der Christ wählt anders, obwohl er weiß, daß, wenn er auch gleich im Besitz der Wahrheit ist, sein Wissen doch all sein Leben nur Stückwerk sein wird.

Die Frage nach den Gründen unserer Gewißheit ist demnach die erste, die der Dogmatiker, die wir, im Begriff uns eine Dogmatik zu erbauen, aufwerfen müssen. Sie wird in den dogmatischen Systemen in dem grundlegenden Teil der Dogmatik abgehandelt. Diesen Teil nennt man wohl die *Prinzipienlehre* (so Cremer). Frant widmet dieser Untersuchung zwei Bände und nennt sie „Das System der christlichen Gewißheit.“ Wir halten dafür, daß Cremers Weise nicht nur die kürzere, sondern auch die bessere sei. (Man findet seine Prinzipienlehre in Zoellers Handbuch, Bd. 3.)

Also wie kommt es zu dieser allbedeutsamen Gewißheit? Das muß ja allem Anschein nach eine äußerst schwierige Sache sein, wenn so viel, so außerordentlich viel von ihr abhängt. Hier wird uns ein Fingerzeig aus der Anlage der meisten Dogmatiker gegeben. Kaehler nennt seine Dogmatik „Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus,“ d. h. von dem Artikel des rechtfertigenden Glaubens aus. Ähnlich ist es bei den andern Dogmatikern. Die Erfahrung des rechtfertigenden Glaubens hat eine beherrschende Stellung in ihren Systemen. Ihre Dogmatik ist nur die Aussage des christlichen Bewußtseins dessen, der den rechtfertigenden Glauben hat. Eine theologia irrogenitorum gibt es nicht. Nägelsbach mag die homerische Theologie beschreiben, aber einem Unchristen fehlt die Berechtigung und die Befähigung eine christliche Theologie zu schreiben. Eine christliche Dogmatik ist die systematische Darstellung dessen, was es um den christlichen Glauben ist. Der Inhalt des christlichen Glaubens ist aber das Bewußtsein um das Heil in Christo. Wer dies Bewußtsein nicht hat, dem fehlt auch die Gewißheit von der christlichen Wahrheit. Er unterminde sich also nicht, ein System der Ueberzeugungen und Erfahrungen geben zu wollen, die er gar nicht besitzt noch gemacht hat.

Mithin kommt also ein Mensch zur Gewißheit, daß die christliche Dogmatik auf einem Fundament der Wahrheit beruht, auf demselben Wege, auf dem er zur Gewißheit seines Heils kommt, nämlich durch *Glaubenserfahrung*. Du sagst vielleicht: das ist mir ein wenig zu einfach, ich hatte noch etwas Besseres erwartet. O. Bruder, etwas Besseres gibt es nicht. Auf welche Weise soll man denn sonst Tatsachen des Glaubens beweisen? Sind die sogenannten „Gottesbeweise“ etwas Zwingenderes und Ueberzeugenderes? Man könnte etwas Ähn-

liches in Bezug auf Christum unternehmen, indem man auf Tatsachen der Kirchengeschichte hinwiese, die ihn als den Gottessohn ausweisen, aber würde man damit seinem Evangelium die Bahn öffnen?

Nein, nur wer an den Sohn glaubt, hat das Leben, das christliche Leben. Was ist es um den Glauben, daß er so großes wirken kann? „Ja,“ sagt Bengel, „ich habe schon hunderte von Malen gesagt, was Glauben ist, und jedes Mal muß ich immer wieder mich tief darüber besinnen.“ Es geht damit, wie mit dem Reiche Gottes, es sind gar viele Gleichnisse nötig, um ihn zu beschreiben. Die Dogmatiker sagen wohl, der Glaube ist die Tat der freien Anerkennung, daß das Christentum die Wahrheit ist, ist also eine Tat des Willens. Das ist aber nicht genug. Damit, daß man sich entschließt, ich will nun glauben, ist es nicht getan. Man muß in den Tiefen des Gefühles gefaßt sein, so daß man nicht anders kann, als sich im Glauben hingeben. Der fromme Tersteegen drückt das wunderschön und tiefwahr aus in dem Vers:

Ich fühl's, du bist's, dich muß ich haben.

Ich fühl's, ich muß für dich nur sein.

Nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben:

Mein Ruheplatz ist in dir allein.

Hier ist die Ruh, hier ist Vergnügen;

Drum folg ich deinen selgen Zügen.

Und in dem andern Vers:

Durch Liebe sanft und stark gezogen

Neigt sich mein alles auch zu dir,

Du traute Liebe, gutes Wesen,

Du hast mich, ich hab dich erlesen.

Man achte auf die Beschreibung der gegenseitigen Anziehung. Dem „Zug des Vaters zum Sohne“ kommt das eigene tiefe Verlangen entgegen. Man lese das ganze Lied durch und wird da eine höchst ansprechende Beschreibung der Weise finden, wie die göttliche Liebe sich in den Tiefen des Gefühls kund tut, und das menschliche Herz sich unwiderstehlich beeinflusst fühlt. Die Philosophie aller Zeiten und auch die Theologie zu vielen Zeiten haben nur Verständnis gehabt für Verstandesbeweise, aber die unmittelbare Gewißheit, die sich im Gemüte erzeugt, haben sie nicht gekannt oder nicht gewürdigt; ohne sie können wir aber im christlichen Leben nicht auskommen, und ohne sie wäre das innere Leben der Hälfte seines Reichtums beraubt.

So wirken also im Glauben Gefühl und Wille mit und nicht minder Wissen und Gewissen. Der Mensch wendet sich zu Gott im Bewußtsein seines Unheils. Sein Gewissen bezeugt ihm seine Sündhaftigkeit und seine Schuld vor Gott. Nun macht er im Glauben bei diesem Gott die Erfahrung des verlorenen Sohnes. Der Vater, an dem er gesündigt, vergibt ihm seine Sünde. Der Gott, dessen Gebote er übertreten, rechtfertigt ihn aus freier Gnade durch die Erlösung, die in Christo Jesu geschehen ist. So wird seine ganze Menschennatur in allen ihren

Kräften in diese Erfahrung hineingezogen, befreit, beseligt und erneuert. Er versteht aus eigenem Erlebten etwas von dem Schriftwort: „Einst Finsternis, jetzt Licht“; oder: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur,“ oder: „Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgebrungen.“

Wirft man die Frage auf: Wieso ist deine persönliche Heilserfahrung, oder was du so nennst, ein Beweis, daß die Lehre des Christentums Wahrheit ist? so wäre darauf Folgendes zu antworten: Das Wesen des Christentums, das, wodurch es sich von allen andern Religionen unterscheidet, ist dies, daß es den Anspruch macht, in Christo dem Menschen das Heil zu bringen, d. i. Vergebung der Sünden, neues Leben und Gemeinschaft mit Gott. Der Weg zu diesem Heil zu gelangen ist nach ihm der Glaube und das Mittel ihn zu erzeugen die Schrift, genauer die apostolische Verkündigung. Nun bezeugt mir meine persönliche Erfahrung, daß ich genau auf diesem Wege, nämlich in Verbindung mit dem Zeugnis der Schrift durch die Kraft eines in mir geheimnisvoll gewirkten Glaubens in Christo wirklich meinen Heiland gefunden, eine Tatsache, von deren Wirklichkeit ich unmittelbar gewiß geworden bin. Es stimmt also meine persönliche Erfahrung mit dem Anspruch des Christentums überein, und findet dasselbe dadurch in meinem persönlichen Leben eine kraftvolle Bestätigung. Ohne Zweifel empfängt mein Glaube an mein Heilserlebnis durch naheliegende Erwägungen noch besondere Stärkung. Ich muß mir sagen, daß tatsächlich kein anderer Weg zur Befreiung meiner religiösen Bedürfnisse vorliegt. Welche andere Religion könnte mir solche versprechen? Oder aber könnte eine andere Auffassung vom Christentum, etwa die, welche in Christo nur ein begeisterndes Vorbild sieht, mir Genüge geben? Nein, denn ich weiß aus persönlicher Erfahrung, daß ich mehr bedarf, und weiß aus der Schrift, daß das Evangelium Christus als einen Erlöser und nicht bloß als Lehrer oder Beispiel verkündet. Ferner ist es klar, daß die Erinnerung an die Geschichte und den wunderbaren Einfluß des Christentums durch die Jahrhunderte hindurch mein Vertrauen auf die in mir gewirkte Erfahrung bestätigt. Doch fehlte das persönliche Element, das Eingehen der Gottesgnade in einem persönlichen Erleben durch den Glauben, so würden alle jene anderen Erwägungen mich nicht zum Christen machen, noch die zur Auserbauung einer christlichen Dogmatik nötige Herzensüberzeugung geben können.

Wenn ich nun so auf dem Wege meiner persönlich-geistlichen Entwicklung auf der Höhe des Heilsglaubens angelangt bin, so kann ich als Theologe mir Rechenschaft von meinem Glauben geben, indem ich den Kreis seiner Ideen ordne in einem christlichen Heilssystem. Dies wird dann meine Dogmatik sein, doch wird es meine Dogmatik sein in dem Sinne, daß sie keiner außer mir hat? Sicherlich nicht. Ich bin zum Glauben geführt worden innerhalb einer bestimmten Kirche, und falls meine eigenen Studien, sowie persönliche Erfahrungen mich der Kirche meiner Eltern nicht entfremdet haben, wird meine Dogmatik die Dogmatik meiner Kirche sein und zwar nicht nur der protestantischen Kirche im all-

gemeinen, sondern der speziellen Teilkirche, der ich angehöre. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ich wirklich eine Theologie habe, dieselbe persönliche und spezielle Züge an sich tragen wird, die bloß mir angehören, doch im Großen und Ganzen wird es die Theologie meiner Kirche sein.

Also ich habe nun eine Dogmatik, oder wenigstens werde ich nun in der Lage sein, mir eine solche zu gestalten. Die nächste Frage wird sein: Wo bekomme ich sie her? Vorhin sagten wir, daß unsere Dogmatik die Dogmatik unserer Kirche sein würde. Folgt daraus, daß wir unsere Glaubenslehre einfach aus den Bekenntnisschriften unserer Kirche ablesen? Das tut z. B. Zoedler in seinem „Handbuch.“ Seine Glaubenslehre in Band 3 ist einfach die hergebrachte Lehre der lutherischen Kirche, sowie seiner Zeit Hutter eine solche verfaßte, die dann später von Hase in moderne Form gebracht wurde unter dem Namen: Hutterus Redivivus. Solche Compenden sind für Examenszwecke gut zu gebrauchen, aber es fehlt ihnen gänzlich der persönliche Charakter, auch sind sie nicht Produkte, die auf der Höhe der geistigen Entwicklung der Zeit stehen! Sollen wir denn unsere Dogmatik aus unserem christlichen Bewußtsein ablesen? Rothe unternahm es seinerseits, dies Kunststück auszuführen und die ganze Dogmatik aus der Tatsache der Abhängigkeit des Menschen von Gott abzuleiten und herauszukonstruieren. Dies muß mit Notwendigkeit zu Willkürlichkeiten und zu in der Luft schwebenden Spekulationen führen. Auch Frank hat ein spekulatives Element in seiner Dogmatik. Zwar besteht er prinzipiell auf dem Glauben und speziell der Wiedergeburt als dem Ausgang und der *conditio sine qua non* für den christlichen Theologen, aber nachdem er den christlichen Glaubensgehalt so gefunden, will er ihn denn doch auch noch philosophisch aus den bloßen Erfordernissen der Idee entwickeln.

Einen umgekehrten Weg schlägt der berühmte Tübinger Theologe J. L. Beck ein. Er ist ein Biblizist vom reinsten Wasser auch in der Gestaltung der Dogmatik. Aus der Schrift allein will er seine Dogmatik erheben ohne Rücksicht auf Bekenntnisse, Philosophie, Zeitströmungen, ja nicht einmal auf die theologischen Termini und Klassifizierungen. Wir erhalten dann eine Art biblischer Theologie, aber keine Dogmatik.

Das Richtige wird sein, daß wir alle diese Quellen mit einander verbinden und uns ihres Zuflusses vergewissern. Unser Glaube gibt uns den sicheren Standpunkt und weist uns den Weg. Die Schrift ist uns die große Wahrheitsurkunde. Die Bekenntnisse der Kirche zeigen uns den Weg zu den wesentlichen, ausschlaggebenden Heilsmomenten und Glaubensartikeln, und unsere Bekanntschaft mit den Dogmatikern der Jetztzeit hilft uns, uns mit den Geistesströmungen des Zeitalters auseinanderzusetzen. Wer sich eine Theologie errichten wollte ohne Rücksicht auf die Arbeiten anderer, der handelt gerade so töricht, als ein Erfinder oder Gelehrter, der alles bisher Entdeckte und Erfundene ignorieren und allein die Arbeit von Jahrhunderten tun wollte. Auf dem im Vorstehenden gelegten Fundament wollen wir im nächsten Hefte den Aufbau unseres christlichen Lehrgebäudes skizzenhaft andeuten.

Die Union und die Abendmahlslehre in der Evangelischen Kirche.

Auf der Generalkonferenz gelesen von Direktor Becker.

Wenn man sich daran erinnert, daß zwischen den Lutheranern und Reformierten am längsten und heftigsten um die Abendmahlslehre gestritten wurde, so könnte man versucht sein, zu denken, daß das Zustandekommen der Union und die Entwicklung der Abendmahlslehre in einem engen Zusammenhang stehen mußten. Jeder aber, der die Geschichte der Abendmahlslehre und die der Union auch nur einigermaßen kennt, weiß auch, daß dies nicht der Fall ist, sondern, daß mit dem Zustandekommen der Union der alte Streit um die Unterscheidungslehren, vor allem aber um die Abendmahlslehre wieder neu entbrannt und bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgebrannt ist.

Diese Tatsache erscheint um so befremdlicher, als die Union nirgends als eine theologisch-theoretische, sondern überall als eine kirchlich-praktische auftrat, daß sogar eine Lehrunion in verschiedenen Fällen ausdrücklich abgelehnt wurde, wie denn auch nirgends eine neue Bekenntnisformel in Bezug auf die Streitpunkte der beiden evangelischen Kirchen aufgestellt wurde, die rechtliche Geltung, oder gar allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Die Versuche in dieser Richtung bewegten sich nur auf theoretischem Gebiet, und der einzige nennenswerte Fall, in welchem darüber hinausgegangen wurde (Röhr, Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche, 1834 und 1844), hat zu keinem wirklichen Resultat geführt.

Wenn nun auch keine derartige Formel zustande gekommen ist, so ist es auf der andern Seite doch nicht so, daß die Union und die Anschauungen vom Abendmahl ohne irgend welchen gegenseitigen Einfluß auf einander gewesen wären.

Zunächst war eine Vereinigung auch nur im Kultus unmöglich, wo der eine Teil dem andern die Fähigkeit, das Abendmahl (als Mahl des Herrn, κυριακὸν δεῖπνον, 1. Kor. 11, 20) wirklich zu feiern oder würdig daran teilzunehmen, vollständig absprach. Es war das nur ein Rest römischen Sauerteiges, der aber den ganzen Teig versäuerte. Gerade so, wie die römische Kirche das Heil von der Unterwerfung der Gläubigen unter ihre Autorität abhängig macht, so wird hier die heilbringende Wirkung der Teilnahme an der Abendmahlsfeier von der Zugehörigkeit zu einer besonderen Kirchengemeinschaft und der Anerkennung ihrer Lehre abhängig gemacht. Wohl machte man in der Theorie die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl von der Stiftung Christi abhängig, anstatt von den bei der Priesterweihe mitgeteilten magischen Kräften; in der Praxis aber verhielt man sich so, als ob die Stiftung Christi nur in den Händen eines einer rechthgläubigen Kirche angehörigen Pastors wirksam sein könne. Dazu war man noch der Meinung, daß man eine absolut richtige Lehrformel habe, obwohl man

auf der einen Seite die ganze Sache als ein undurchbringliches Geheimnis bezeichnete und sie auf der andern Seite wieder als etwas Selbstverständliches hinstellte, wie schon Luther sagte: „Jedermann weiß, was das heißt: Das ist mein Leib.“

Es gibt nun nichts, was für die Lösung eines Erkenntnisproblems so hinderlich ist, als die Verwechslung einer allgemein gebräuchlichen und überall gangbaren Bezeichnung mit einem bestimmt umgrenzten und klar und deutlich definierten oder definierbaren Begriff.

Es läßt sich ganz gut durch die Verhandlung über die Abendmahlslehre in Marburg illustrieren. Was unter „Leib“ unter „Gegenwart“ oder „Vorhandensein“ zu verstehen sei, erschien beiden Parteien als etwas so Bestimmtes, Klares und Deutliches, mit einem Wort als etwas so Selbstverständliches, daß sie es augenscheinlich gar nicht der Mühe wert hielten, festzustellen, was ein Jeder unter diesen Bezeichnungen verstehe, und ob beide Teile das Gleiche darunter verstünden. Wäre dieses Letztere der Fall gewesen, so wäre ein solcher Widerspruch, wie er sich in dem letzten der Marburger Artikel zeigte, gar nicht zu Tage getreten.

Für Zwingli war „Leib“ wesentlich „corpus;“ „Gegenwart“ aber mußte nicht notwendig etwas „Leibliches,“ Körperliches oder an einem bestimmten Ort sein; es konnte etwas auch durch seine den Raum durchdringende Kraft gegenwärtig sein. Für Luther dagegen war „Leib“ nicht notwendig etwas räumlich Begrenztes, aber Gegenwart war für ihn nichts Wirkliches, wenn sie nicht auch etwas räumlich Bestimmtes war. Kam der Leib Christi nicht in leibliche, körperliche Berührung mit dem Leibe des Kommunikanten, so fand überhaupt keine wirkliche Verbindung statt, sondern nur eine geistige gedanken- oder willensmäßige, die für Luther etwas Irreales, für Zwingli aber etwas Reales war.

Es ist darum kein Wunder, daß der bis auf den heutigen Tag nicht beendete Streit ebenso resultatlos verlaufen mußte, als er in sich sinnlos und zwecklos ist. Das Erstere liegt zwar geschichtlich zu Tage; es erscheint aber nur dem als ein notwendiges Resultat, der das Letztere einsieht. Wer es nicht einsieht, der hält neue Versuche immer noch für nicht aussichtslos; gerade wie viele trotz der unendlich vielen verfehlten Versuche immer noch an dem Perpetuum mobile oder an der Quadratur des Kreises fortkonstruieren, weil sie von beiden Problemen nur einen mangelhaften, unklaren undeutlichen Begriff haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der Zeit die Wichtigkeit dieses Streites mehr gefühlt als klar erkannt wurde, oder mit andern Worten, daß der Sinn für diese Streitfragen allmählich sich verlor. Als 1720 Professor Pfaff in Tübingen in einer Dissertation erklärte, daß die Verschiedenheit der Lehre in den Reformationskirchen keine praktische Bedeutung habe, wurde dies noch als anstößig befunden.

Der Pietismus übte zwar keine Kritik an dem orthodoxen Dogma,

aber er fühlte sich auch nicht berufen, theologische Streitfragen auszu-
fechten, er schob sie als unfruchtbar für das religiöse und sittliche Leben
beiseite.

Eher hätte man von dem Rationalismus, der ja nur der Ausläufer
des Intellektualismus war, der sich in der mittelalterlichen und nach-
reformatorischen Theologie geltend gemacht hatte, eine Weiterführung
der Bestrebungen zur Lösung dieser Frage erwarten können. Aber er
hatte, gerade wie der Supranaturalismus, das Bewußtsein, daß es
sich hier um ein rationales Problem gar nicht handeln könne, und damit
verlor die Frage für ihn alles theoretische Interesse. Höchstens die
praktische Frage blieb noch übrig, wie viel oder wenig von den über-
kommenen Formen der Abendmahlsfeier beizubehalten sei, und wie die
darin sich ausprägende Symbolik am besten der feiernden Gemeinde
zum Bewußtsein gebracht werden könne.

Es waren nun zwei ganz verschiedene Dinge, die bei dem Wieder-
aufleben der Streitigkeiten um die Abendmahlslehre zusammentrafen,
aber nicht zusammenwirkten. Das eine war das Wiederaufleben des
Sinnes und Verständnisses für das konkrete, wirkliche, religiöse Leben
im Gegensatz zu den abstrakten Vorstellungen der überlieferten Theolo-
gie und den bloßen Formalitäten des überkommenen Kultus. Das
andere war das zähe Festhalten an den gewohnten Formen der Lehre
und des Kultus, die man durch Einführung der Union, wenn nicht zer-
stört oder bedroht, so doch als aufgegeben ansah.

Aus dem Ersten gingen Untersuchungen darüber hervor, was als
wesentliche Bedeutung des Abendmahls auf Grund des Neuen Testa-
ments angesehen werden müsse, im Gegensatz zu dem, was im Laufe
der Zeit aus religiösem, intellektualistischem, superstitiösem und hier-
archischem Interesse daran angehängt worden war. Schon die Refor-
matoren hatten diesen Weg eingeschlagen, waren aber nur eine gewisse
Strecke darauf weiter gegangen, um dann mehr oder weniger abzu-
biegen. Aus diesen Untersuchungen entstand allerdings keine neue Lehr-
formel, die den Anspruch gemacht hätte, die vollständig und allein richtige
zu sein, aber ein tieferes Verständnis von dem Verhältnis des christlichen
Lebens zu den kirchlichen Formen, in denen es sich als Handlung dar-
stellte, wie es sich im Evangelium von Christo als Lehre ausprägte. Man
darf nur in die Darstellung der christlichen Glaubenslehre von seiten
einiger Unionstheologen hineinsehen, um das zu erkennen.

Aus dem zweiten, dem bloßen Festhalten an dem Gewohnten, ging
der neue Streit um die Abendmahlslehre hervor, der oft nur eine ge-
schickte oder ungeschickte Wiederholung des alten war, und an Ergeb-
nissen für das Verständnis der Sache noch unfruchtbarer blieb, wie der
alte; weshalb auch mit Recht gesagt werden konnte: „Daß die Einsicht
in das Wesen und die Bedeutung des Nachmahls seit der Reformation
im ganzen wenig gewachsen ist.“ Darum — um ein Wachstum der
Einsicht — handelte es sich auch in den allermeisten Fällen gar nicht.

War man doch der Meinung, aus der man kein Hehl machte, daß eine tiefere Einsicht als etwa diejenige, welche man Luther oder den Verfasser der Konkordienformel zuschrieb, weder nötig noch möglich sei. Der Streit diene vielmehr kirchenpolitischen Zwecken. Er diene kirchlichen Parteien als Mittel zur Verfechtung ihrer Herrschaftsansprüche, oder wo Kirchen sich erst bilden mußten, da diene er als Mittel, um die Konkurrenten zu verdächtigen, ihrer Lehre die Wahrheit und den von ihnen verwalteten Gnadenmitteln die Wirksamkeit abzuspochen. Das kann freilich auch in anderer Weise geschehen. Wenn zum Beispiel auf einem Camp Meeting ein Redner seinen Zuhörern sagt: „Ihr könnt nur durch das Blut Christi selig werden, und das ist nirgend anderswo zu haben, als hier, gerade hier,“ und dabei auf die Kanzel klopft, so verfolgt er ganz genau denselben Zweck, nur mittelst einer etwas anderen Methode.

Für den Laien, dem die feinen Unterscheidungen weder geläufig noch klar sind, tritt meist an die Stelle des Unterschiedes in der Abendmahlslehre, der für alle wahrnehmbare Unterschied im Abendmahlbrauch, der sich für die obengenannten Zwecke noch leichter und vielfach auch wirksamer verwenden läßt.

Diese ganze Geschichte der Abendmahlslehre bleibt aber unfruchtbar für die christliche Erkenntnis im allgemeinen wie im besonderen für die Theologie, wenn man nichts daraus lernen will. Das, was man aber daraus lernen kann, ist dies, daß die Abendmahlslehre sich zum Christentum nicht ebenso verhält, wie etwa die Lehre von der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die Jesus in der Bergpredigt, oder die Lehre von der Beschaffenheit des Reiches Gottes, die er in den Himmelreichsgleichnissen darbietet, oder die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die Paulus in seinen Briefen entwickelt.

Jesus hat nicht etwa das gebrochene Brot und den Kelch mit den die Handlung begleitenden Worten den Jüngern gereicht, um ihnen damit eine Lösung des Problems zu geben, wie die Lebensgemeinschaft, in der sie nach dem Abschluß seines irdischen Daseins mit ihm stehen könnten und würden, sich zu der Lebensgemeinschaft verhalte, in der sie während seines leiblichen Daseins mit ihm standen, oder auch um seinen Jüngern dieses Problem erst vorzulegen, damit sie es lösen könnten und sollten.

Mit der Annahme der Behauptung der Verwandlung (Transsubstantiation) war die Lehre vom Abendmahl völlig und endgültig in ein metaphysisches Problem umgewandelt, dessen Lösung nicht erst gesucht zu werden brauchte, sondern von der Kirche vorgeschrieben war und trotz ihrer Sinnlosigkeit als Wahrheit gelten mußte, deren Konsequenzen die römischen Gelehrten in immer neue Verlegenheiten brachten und zu immer neuen Haarspaltereien nötigten.

Christus selbst hat das Abendmahl nicht zu einem Lehrgegenstand gemacht, ebensowenig hat einer der neutestamentlichen Schriftsteller eine

Theorie desselben entwickelt. Daher handelt es sich auch zunächst darum, zwei vielfach verschlungene Abwege zu vermeiden, nämlich erstens, die Abendmahlsfeier nicht zu einer bloßen Formalität herabsinken zu lassen, und zweitens, die Vorstellung der Magie, d. h. eines Geschehens ohne wirkliche der Sache entsprechende Ursachen, fernzuhalten.

Vielen erscheint nun der Gegensatz zwischen beiden als ein vollständiger d. h. sie sind der Meinung, daß man das eine der beiden Dinge nur dadurch vermeiden könne, daß man das andere tue. Wolle man alle abergläubischen Vorstellungen gänzlich fernhalten, so würde die Abendmahlsfeier nur noch eine der Formalitäten des kirchlichen Lebens, für die man, den Zeitverhältnissen entsprechend, ganz wohl eine andere substituieren könne. So radikal wird freilich in den meisten Fällen nicht vorgegangen; aber etwas davon macht sich auch da bemerklich, wo man an der Sakramentsmagie noch festhält. Sind nicht alle möglichen Versammlungen von Billh Sunday an bis zu einem Katholikentag viel wichtiger als eine gemeinsame Abendmahlsfeier. In den Fällen erster Art braucht man sie gar nicht, in denen der zweiten Art läßt man sie zwar nicht weg; sie wird aber oft nur als eine Art Reliquie mitgeführt und an ihrer Stelle in die übrigen Formalitäten des kirchlichen Lebens eingefügt, könnte aber in vielen Fällen auch weggelassen oder durch etwas anderes ersetzt werden.

Auf der andern Seite meint man aber doch ein gewisses Maß von —wir wollen sagen, superstitiösen— Vorstellungen mit der Abendmahlsfeier verbinden zu müssen, um der Gefahr, sie als bloße Formalität anzusehen, möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Dabei wird dann verfahren, als ob Paulus 1. Kor. 10, 5 *πάντα νοῦν* anstatt *πάν νόημα* geschrieben hätte. Auf diese Weise werden dem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo, die im Glauben empfangen wird, aus dem Heidentum stammende superstitiöse Vorstellungen beigemischt, indem die in der Abendmahlsfeier sich vollziehende Lebensgemeinschaft durch etwas bedingt ist, das nicht durch das lebendige Wort Gottes und den ewigen Geist, sondern durch eine zeitliche, irdische Einrichtung, eine liturgische Formalität und eine räumliche Berührung mit etwas, das als Leibes substanz Christi erklärt wird. Diese Berührung mit der Leibes substanz (*corpus*) Christi ist nicht durch den Glauben bedingt, denn sie ist für jeden auch nur physisch an der Abendmahlsfeier teilnehmenden un vermeidlich. Diese ganze Anschauung läuft zuletzt darauf hinaus, daß die Abendmahls Elemente in demselben Sinn Leib und Blut Christi sind, in welchem sie Brot und Wein waren, oder sind. Biblisch ist diese Anschauung nicht, das einzige, was über das Verhältnis des Leibes Christi zu den Elementen gesagt wird, paßt nicht zu dieser Auffassung. Brot und Kelch sind nach den Worten des Paulus *κοινωνία τοῦ σώματος* und *κοινωνία τοῦ αἵματος* Christi d. h. dasjenige wodurch, oder das Substrat, auf Grund dessen die Gemeinschaft mit der in den Kreuzestod dahingegangenen Persönlichkeit Christi in der Abendmahlsfeier sich vollzieht und von den Gläubigen erfahren wird.

Diese Erfahrung ist nicht zunächst das Bewußtwerden einer Lehre, sondern eine Lebensäußerung, die bewirkt ist durch den in den Gläubigen wirksamen göttlichen Geist, oder genauer durch den Geist Christi. Das ist es, worauf es ankommt. Wir können das am besten erkennen, wenn wir uns einige Beispiele vergegenwärtigen. Die Christen, welche etwa in Rom unmittelbar vor ihrem bevorstehenden Märtyrertod das Abendmahl feierten, wußten wenig oder gar nichts von einer kirchlich vorgeschriebenen Abendmahlslehre; aber sie hatten eine lebendige Erfahrung von der Nähe ihres Herrn, ohne sich darum zu kümmern, ob die Körpersubstanz Christi in Berührung kam, oder nicht. Oder jene Gemeinden der Kirche der Wüste in Frankreich, die in tiefster Verborgtheit und größter Gefahr an irgend einer versteckten Stelle der Ebenen im Dunkel der Nacht das Abendmahl feierten, hatten sicher eine lebendigere Empfindung von der Nähe ihres Herrn, als sie sich der gelehrteste Scholastiker oder der streitbarste Konfessionstheologe durch das Bewußtsein, die allein richtige Abendmahlslehre zu haben, verschaffen konnte.

Oder jene Tausende unserer Stammes- und Glaubensgenossen, die vor etwas mehr als drei Jahren unmittelbar vor dem Auszug in den Weltkrieg das Abendmahl feierten! Schwerlich hat irgend einer von ihnen sich die Frage vorgelegt, welche Abendmahlslehre er als die richtige anerkennen müsse, um im rechten Sinn und Geist an der Feier teilzunehmen. Es waren das Leute, die vor der größten Krisis ihres Lebens und ihres Volkes standen, für die alles zu Ende war, worin sie bisher gelebt hatten, die entschlossen sein mußten, Leib und Leben für ihre Sache einzusetzen. Wo die Bedeutung einer solchen Lage das Gemüth eines Menschen völlig und lebendig ergreift, da liegt die Welt hinter ihm und nur sein Gott steht vor ihm, als das Einzige, worauf er noch hoffen kann. Bei dem Christen aber hat diese Hoffnung eine geschichtliche Grundlage in der Person des Einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, des Menschen Christus Jesus. Das Substrat für die Darstellung dieser Hoffnung als eine besondere Lebensäußerung im Kultus bilden die Substanzen, die im leiblichen Leben eine lebenshaltende und lebenssteigernde Wirkung zeigen. Wer in der Abendmahlsfeier eine solche lebensstärkende und lebenssteigernde Wirkung erlebt und erfährt, der erlebt und erfährt das ohne eine Theorie zu haben: wer aber meint, er könne es ohne eine solche nicht erleben, für den ist die Lehre mehr als das Leben, die Theorie mehr als die Sache.

Es kommt nun nicht darauf an, die Zahl der Theorien noch zu vermehren, sondern — wie schon bemerkt — darauf, daß die Abendmahlsfeier eine wirkliche ist. Wir haben gesehen, daß sie das vielfach nicht mehr ist, oder nicht mehr als solche erscheint. Das mag zum Teil daran liegen, daß an Stelle des religiösen Lebens nur die kirchliche Betriebsamkeit getreten ist, weil eben das Leben fehlt, oder die Richtung der Aufmerksamkeit auf die auffälligen Formen und die geräuschvollen

Bewegungen dieses Betriebes die elementaren Gestaltungen und den ruhigen Gang der lebendigen Kräfte übersehen läßt.

Eine andere Ursache mag darin liegen, daß an Stelle der symbolischen Handlungen, durch welche zu andern Zeiten Ideen dargestellt, oder Willensakte vollzogen wurden, vielfach Papier und Tinte getreten ist. Dadurch hat die Idee ihre lebendige Bewegung mehr oder weniger verloren, sie wird zur geistigen Reliquie, deren früherer, lebendiger Zustand nur noch ein Problem ist.

Eine weitere Ursache ist die, daß jede Lebensfähigkeit, die zu einem Problem des Wissens gemacht wird, eben damit ihrer lebendigen Bewegung zum größeren oder geringeren Teil beraubt wird. („Wer was Lebendiges will begreifen, sucht erst den Geist herauszutreiben.“) Die Lehrstreitigkeiten über das Abendmahl, die Reflexionen über seine heilsamen, namentlich aber über seine unheilvollen Wirkungen, über das Risiko der Teilnahme an demselben, haben krankhafte Vorstellungen in dieser Hinsicht in der ganzen Christenheit verbreitet, so daß die Teilnahme an der Abendmahlsfeier sehr oft nicht der Tätigkeit eines Gesunden gleicht, der isst und trinkt, weil ihn das lebendige Gefühl des Hungers und Durstes dazu bewegt, sondern der eines Kranken, der eben die Vorschriften seines kirchlichen oder theologischen Doktors befolgt, weil dieser ihn untersucht hat und ihn versichert, daß ihm die Sache in diesem Fall nicht schaden würde, sondern ihm nützen könnte. Dabei kommt der Einzelne so sehr nur für sich in Betracht, daß das Bewußtsein der Gemeinschaft, der er als Glied angehört oder angehören soll, oft ganz verschwindet.

Diesem allem gegenüber bedarf es nicht etwa einer neuen Lehre, ebensowenig aber das Verzichtens auf jedes Verständnis, sondern des Hinweises auf das, als was die Abendmahlsfeier sich ursprünglich darstellt. Dabei darf man sich aber nicht auf die bloßen Einsetzungsworte Christi beschränken, sondern das Neue Testament soll überall, wo es wirklich vom Abendmahl handelt, herbeigezogen werden.

Man darf aber nicht meinen, daß es nur eine Form geben könne, in der sich der Glaube oder das Bewußtsein von der Lebensgemeinschaft mit Christo in der Abendmahlsfeier darstellen könne, und daß nur derjenige, welcher diese Bewußtseinsform als die allein berechnete anerkenne, das Abendmahl würdig feiere. Gerade weil die Abendmahlsfeier Handlung (ritus) ist, so kann sich in ihr das christliche Bewußtsein in jeder Form betätigen, die mit den Worten Christi in Uebereinstimmung steht. Würde die Abendmahlsfeier unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, so wäre sie auch nicht mehr das, was sie nicht sein soll: Der Zankapfel der verschiedenen Kirchen, sondern das, was sie sein soll: Das Vereinigungsmahl der ganzen Christenheit.

Die Anforderungen, welche die neue Zeit an das evangelische Predigtamt stellt.

Referat, gehalten auf der Buffalo-Kreis-Pastoralkonferenz. 1917.

Von Pastor W. R. Sennewald.

Der erste Gedanke, welcher bei der Uebersicht des Themas dem Referenten in den Sinn kam, war der: Sind die Anforderungen, welche die neue Zeit an das Predigtamt stellt, dermaßen, daß die alte Art und Weise der Amtsausübung für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr passend ist? Das ist doch aber nicht der Fall, denn der hauptsächlichsten Ausübung des Predigtamts liegen noch dieselben Anforderungen zu Grunde, wie sie bei der Einsetzung des Amtes festgelegt wurden; und diese sind: Verkündigung des Wortes Gottes und Verwaltung der Sakramente. Neue Anforderungen welche die Ausübung des Amtes im wesentlichen hätten verändern können, sind nicht hinzugekommen, und darum sind auch die Anforderungen unserer Zeit nur nebenfächlicher Art. Diese Anforderungen haben ihren Ursprung in den Zuständen und Verhältnissen gegenwärtiger Zeit. Mit diesen Dingen hat der Prediger bei der Ausübung seines Amtes zu rechnen, er kann nicht achtlos darüber hinweggehen, sondern muß auf und unter der Kanzel dazu Stellung nehmen, und je nach der Art der Anforderung, ob gerecht und notwendig, oder ungerecht und überflüssig, wird sich auch der Standpunkt des Predigers zu richten haben. Klassifizieren wir nun auch die Verhältnisse, welche bei der Ausübung des Amtes Berücksichtigung fordern, so ergibt sich folgendes: Die freie Stellung von Kirche und Gemeinde, die wie ein buntes Gemisch zusammengewürfelt sozialen und wirtschaftlichen Zustände der Gegenwart mit ihren auf die Zukunft gerichteten Tendenzen und zuletzt die sittlichen und religiösen Anschauungen und Ideen und die politischen Tagesfragen.

Die Anforderung, welche der Prediger unserer Kirche zu erfüllen hat, sind mannigfacher Art, die hauptsächlichsten sind die Verkündigung des Wortes in gottesdienstlichen Funktionen als da sind, in der Predigt, der Seelsorge und Amtshandlungen, dazu Verwaltung und Gebrauch der Sakramente, und religiöser Unterricht an der Jugend. In unserer gegenwärtigen Zeit, die wir in Bezug auf die Sprache als eine Ueberschneidungsperiode von der deutschen Muttersprache zur englischen Landessprache bezeichnen können, muß um vielerorts den Anforderungen zu genügen, diese Arbeit in zwei Sprachen geschehen. Das bedeutet ohne Zweifel eine Arbeitsvermehrung, und so sind zwei Gottesdienste, (zu Festzeiten drei) in vielen Stadtgemeinden durchaus keine Seltenheit. Auch die gottesdienstlichen Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen, Beerdigungen und seelsorgerliche Besuche an Krankenbetten erfordern viel Zeit und Kraft des Predigers. Gar mancher ist von früh morgens bis spät in die Nacht von Amtspflichten in Anspruch genommen, und es bleibt ihm wenig Zeit für das Studium, innere Sammlung und Meditation.

Nun gilt das zwar vornehmlich nur von Stadtgemeinden, aber in den Landgemeinden ist die Amtsausübung auch keine leichte, zwar ist sie dort ruhiger, einfacher und nicht so aufregend als in den Städten, dagegen sind andere Umstände die das Landpastorat erschwerlich machen. Viele unserer Landgemeinden sind mit Familien verbunden, gar mancher unserer Prediger hat, wenn auch nicht in zwei Sprachen, so doch in zwei Gottesdiensten zu predigen, dazu kommt der Schul- und Konfirmanden-Unterricht, der auf dem Lande noch gründlicher betrieben wird und daher auch viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als der Unterricht in den Städten, der dort meist in zwei wöchentlichen Stunden erledigt wird. Was die Bedienung von Landgemeinden erschwerlich macht, sind eben die ländlichen Verhältnisse, die meilenweite Entfernung der Filialen, schlechte Wege und ungünstige Witterung, die aber den Prediger in seiner Amtserfüllung nicht zurückhalten können.

Zu diesen hauptsächlichen Anforderungen kommen noch nebensächliche Dinge, die aber oft von den Gemeinden höher bewertet werden, als die eigentliche Amtspflicht. So erwartet die Gemeinde, daß durch den Pastor das Wachstum und Wohl der Gemeinde gefördert werde, und zwar durch Zunahme an Gliederzahl, durch tatkräftige Unterstützung und Interesse an den Sonderbestrebungen der Gemeinde, als da sind, Aufbringung des Gemeindehaushaltes, Tilgung von Schulden, Leitung oder Ueberwachung der Vereine und eventuelle Vergrößerung oder Verbesserung des Gemeindegüterbesitzes. In Bezug auf die Person, den Charakter und die Bildung des Predigers stellen die Gemeinden folgende Ansprüche: Der Prediger soll eine anziehende, angenehme Persönlichkeit sein und im Umgang und Verkehr ein guter Unterhalter und Gesellschafter. Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Arbeiter und Arbeitgeber soll er gleich behandeln und keiner gesellschaftlichen Stufe den Vorzug geben, die Würde des Amtes soll er durch taktvolles Auftreten repräsentieren und von seiner Bildung erwartet man, daß er nicht nur theologisch gut gebildet ist, sondern einen geistigen Horizont besitzt, der weit über sein Berufsstudium hinausgeht, sodaß er auf allen Gebieten menschlichen Wissens Bescheid weiß und auch einen Einblick und Verständnis hat für die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Vielleicht darf auch in diesem Zusammenhang erwähnt werden, welche Ansprüche die Gemeinden in bezug auf das Lebensalter des Predigers machen. Wie in anderen Berufen der jüngere Mann vor dem älteren leider in vielen Fällen den Vorzug hat, so bevorzugen auch unsere Gemeinden bei Vakanzten den jüngeren Prediger. Wir wollen auch in diesem Stück nüchtern urteilen und verschließen uns nicht der Tatsache, daß z. B. die Sprachenfrage manchen älteren Prediger nötigt, einem jüngeren Platz zu machen. Es haben leider manche versäumt, trotzdem sie im Lande geboren waren, ihre Fertigkeit in der Sprache und Fähigkeit in derselben zu amtieren, zu verbessern, oder andere, die als Eingewanderte die Sprache erst erlernen mußten, haben es nicht soweit

gebracht, daß sie den sprachlichen Anforderungen genügen können. Wo unter solchen Umständen über den älteren Prediger hinweggegangen wird, ist nichts Ungerechtes bei der Sache, ja viele ältere Prediger kommen ja selbst zu der Ueberzeugung, daß sie der Sprache wegen eine lieb gewordene Gemeinde, mit der sie vielleicht jahrelang verbunden waren, aufgeben müssen; und so können wir es wohl verstehen, wenn bei lokalen Verhältnissen manche Gemeinde darauf sieht, daß ihr Prediger die Fähigkeit besitzt, in der Landessprache zu amtieren und deshalb bei einer eventuellen Vakanz dem jüngeren Prediger vor dem älteren den Vorzug gibt.

Diese gerechten Anforderungen sollen auch hier nicht zurückgewiesen werden, sondern die rücksichtslosen, da nicht die Notwendigkeit der Sprache den jüngeren bevorzugt, und die Gemeinden bloß einer einfältigen Idee, auch Mode genannt, folgen. So haben ältere Prediger oft das Nachsehen, obwohl sie eine Verbesserung aller Verhältnisse, als Schule, Wohnung, Gehalt, erleichterte Tätigkeit u. s. w. verdient hätten. Es geht manchen so, wie dem Kranken am Teiche Bethesda, nachdem sie jahrelang kranken und treulich an einer kleineren Gemeinde gehalten haben und geduldig warteten, bis sich das Wasser bewegte, in diesem Sinne sich eine passende Gemeinde auftrat, mußten sie zusehen, wie andere (die flinker auf den Beinen waren) hineinstiegen (und sich an der besseren Pfründe labten.)

Und da wir hiermit auch die Anforderungen in bezug auf die Landessprache berührt haben, so verlangt die neue Zeit und noch mehr die nahe Zukunft die Beherrschung der Landessprache. Schon jetzt ist in den Städten die Zeit vorgei, da man die Gemeinde allein in der deutschen Muttersprache bedienen könnte. In den Stadt-Gemeinden wird die deutsche Sprache nur gebildet, weil das ältere Element die deutsche Predigt noch vorzieht, und nicht alle die sprachliche Fähigkeit haben, eine englische Predigt gut zu verstehen, für die Arbeit an der Jugend und mittleren Generation dagegen ist die Landessprache unbedingt erforderlich.

Darum muß auch der eingewanderte Prediger allen Fleiß anwenden, sich die Kenntniß der Landessprache anzueignen, wenn er nicht, wie oben angedeutet, durch Unfähigkeit, im Englischen amtieren zu können, als ein Prediger 2. Klasse will klassifiziert werden. Auf dem Lande ist der Uebergang von der deutschen zur englischen Sprache langsamer, dort wird sich das Deutsche noch unabsehbare Zeit behaupten und viele Distrikte unserer Synode sind noch überwiegend deutsch. Deshalb ist für uns noch nicht die Zeit gekommen, wo wir ausschließlich in der Landessprache die Gemeinden bedienen können. Daß die Zeit kommt, in der einmal das Deutsche für unser kirchliches Leben seine Bedeutung verliert, wollen wir gar nicht bestreiten. Doch dürfen wir vorläufig das Studium der deutschen Sprache noch nicht vernachlässigen, denn sonst könnten (später) bei der Besetzung der noch deutschen Ge-

meinden dieselben Umstände eintreten, wie wir sie jetzt haben, nur mit dem Unterschied, daß dann nicht das Englische sondern das Deutsche auch auf seine Kosten kommen will.

Angesichts dieser Anforderungen kann man wohl sagen, daß, wenn irgend ein Amt oder Beruf Aufopferung und Selbstverleugnung verlangt oder vielseitige Anforderungen stellt, es nicht zuletzt das Predigtamt ist. Das wird noch dann um so mehr offenbar, wenn wir die materielle Entschädigung, das Gehalt des Predigers, in Betracht ziehen. Das Gehalt entspricht oft nicht den gestellten Anforderungen und Ansprüchen und der gesellschaftlichen oder sozialen Stellung des Amtes. Im sozialen Leben gehört der Predigerstand zu den gebildeten Ständen, was aber der Gehalt oder Besoldung anbelangt, so steht er oft nur auf gleicher Stufe mit dem Arbeiterstande. Woher kommt das? Sind unsere Gemeinden so arm, daß sie ihre Prediger nicht besser besolden können? Das ist es nicht, sondern man ist der Meinung, daß der Prediger zufrieden, bescheiden und selbstverleugnend sein soll. Nun ist es ja recht wünschenswert wenn der Prediger die christlichen Tugenden der Bescheidenheit und Zufriedenheit nicht nur auf der Kanzel predigt, sondern sie durch eigenes Beispiel auch praktisch beweist, und gern wird der Seelsorger einer in bescheidenen Verhältnissen lebenden Gemeinde sein Loos mit der Gemeinde teilen; wo aber eine Gemeinde sich in gut situierten Verhältnissen befindet und materiell nicht das leistet, wozu sie ohne Belastung im Stande ist, verlange man keine Bescheidenheit, sondern tue zuerst seine Pflicht in Form einer entsprechenden Besoldung.

Durch die Betonung der Gehaltsfrage könnten wir nun leicht in den Verdacht kommen, als ob wir das Amt nur als Mittel zum Erwerb des täglichen Brotes ansehen. Das ist aber nicht der Fall, im Gegenteil haben wir das Bewußtsein, das selbst die beste Lösung der Gehaltsfrage nicht die Ursache ist, um deren willen der Prediger die Anforderungen, Mühen und Beschwerden des Amtes erfüllt. Der evang. Prediger ist kein Mietling, sondern die Gewißheit, von Gott für das Amt berufen zu sein, Liebe und Begeisterung für dasselbe und vor allem inniger, lebendiger Glaube an das Christentum als das alleinige Heil der Welt, sind die hebende und tragende Kraft, die den Prediger befähigen, seines Amtes in Treue und Gewissenhaftigkeit zu walten.

II.

Zur wesentlichen Forderung gehört, daß der Prediger in der Ausübung seines Amtes das Wort Gottes nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Menschenfurcht oder -Gefälligkeit, predige und, soweit er den evang. Standpunkt unserer Kirche vertritt, soll er frei sein von jeglicher Bevormundung. Wie steht es nun mit dieser Freiheit der Verkündigung des Wortes Gottes? Wer unsere freikirchlichen Zustände nur ein wenig mit kritischen Blicken betrachtet und seine Erfahrung zu Rate zieht, muß zugeben, daß man sich bei der Predigt des Wortes Gottes mancherlei Beschränkung auferlegen muß. Allerdings verlangen die

Gemeinden auch keine Zugeständnisse, die den Prediger in der Verkündigung einschränken, wenigstens tut man das nicht öffentlich, aber doch hegt man die stumme Erwartung, daß die Predigt so beschaffen sei, daß sie jedermann befriedige und die Ruhe und Eintracht des Gemeindelebens ja nicht störe. Will man diesen Erwartungen entgegen kommen, muß man in der Predigt die Schärfen des Anstoßes, die eine freie und furchtlose Verkündigung zur Folge haben könnte, zu vermeiden suchen. Daher muß man Buße, Befehrung, Strafe und Gericht nach dem Beispiel des Apostels Paulus in der Gemeinde zu Korinth nicht in derber Speise, sondern in der Milch des Gotteswortes darreichen. Wo die Zustände in den einzelnen Gemeinden, menschlich geredet, normal sind, also keine groben Sünden herrschen, und die Glieder nicht durch unchristlichen Lebenswandel Anstoß erregen, da ist es wohl möglich, daß man das Gemeindeschifflein still und friedlich durch den Strom der Zeit gleiten lassen kann. Aber selbst unter solchen Verhältnissen kann sich der Prediger nicht des Gefühls erwehren, daß er seinem Wahrheits- und Gerechtigkeitsempfinden oft Zügel anlegen muß.

Das ist die Unfreiheit der Kanzel: Man erwartet eine weiche, sentimentale, mundgerechte Predigt, und eine Verkündigung des Wortes, die sich dem Geschmack der Gemeinde anpaßt. Dies ist eins der unerfreulichen Dinge unserer freikirchlichen Organisation, denn hier liegt die Ursache so mancher Verleumdung, Zwistigkeit und Wechsel zwischen Pastor und Gemeinde. Nicht immer und überall kann der Prediger um des Friedens willen schweigen, sondern muß, wenn er sein Gewissen nicht belasten und der Wahrheit die Ehre geben will, auch zur gegebenen Zeit mit allem Ernst und Nachdruck die Sünden beim rechten Namen nennen und Buße und Sinnesänderung der Gemeinde ans Herz legen. Das hat dann schon oft traurige Folgen gehabt, nämlich Unfriede zwischen Pastor und Gemeinde und schließlich Wechsel unter sehr unquicksamen Umständen. Nun muß allerdings gesagt werden, daß solche üblen Folgen nur da zu Tage treten, wo nicht das bessere Element in den Gemeinden die Oberhand hat. Es wiederholt sich eben auch zu unserer Zeit, was Jesus in Nazareth und Paulus auf seiner Reise durch Kleinasien erfahren hat, und es gilt auch hier: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister.“

Doch zur Ehre unserer Kirche und Gemeinden muß gesagt werden, daß es auch in unserer evang. Kirche eine ganze Reihe gut erzogener Gemeinden gibt, und in denselben nüchterne und besonnene Glieder, die das Amt und die Stellung des Predigers zu würdigen wissen und die Erkenntnis haben, daß die Predigt nicht Menschen, sondern Gott gefällig sein soll. (Gal. 1, 10.) — Daher sind die Forderungen einer menschengemäßen Predigt ungerecht. Die Predigt soll Glauben und Erkenntnis wecken und fördern und Zeugnis der christlichen Wahrheit ablegen, und wie es keinen Glauben geben kann ohne Reue und Buße und Schilderung des Sündenelends, wodurch der Mensch vor der Sünde

und ihrer Folge erschrecken und dem Heile sich zuwenden soll, so ist auch die Predigt unvollständig oder verfehlt ihren Zweck, die das eine oder andere übersieht, oder vernachlässigt.

Anderseits besleißige sich der Prediger auf der Kanzel auch der Weisheit, der Vorsicht und des Taktes, denn ohne Menschenfurcht und -gefälligkeit das Wort zu verkündigen, ist nicht gleichbedeutend mit Taktlosigkeit oder Hintenansehung der Weisheit und Klugheit, Worte oder deren Sinn haben oft eine doppelte Wirkung, entweder wirken sie belehrend oder belehrend und ermahnend, und so soll in jeder Zurechtweisung oder Züchtigung durch das Wort Gottes auch die liebende, helfende Absicht herauszuhören sein, und man vermeide den schulmeisterlichen Ton auf der Kanzel, schwinge auch nicht die Spott- oder Strafrute (wie einst Abraham Sancta Clara oder Sundah in unsern Tagen) auch bleibe man immer bei der Behandlung oder Auslegung des Textes und beleuchte nur die Sünden oder Schattenseiten des menschlichen Lebens, die durch den Text berührt werden. Man braucht nicht in jeder Predigt, ähnlich wie Römer im ersten Kapitel, einen allgemeinen Sünden- oder Lasterkatalog anzuführen, oder wie das häufig in gewissen Kirchen geschieht, jeden Sonntag die Sünde der Trunksucht zu brandmarken, auch wenn der Text nicht die geringste Ursache dazu gibt. Zuletzt beachte man auch auf der Kanzel die für allen Umgang oder Verkehr notwendige Menschenkenntnis oder in diesem Zusammenhang besser gesagt, Seelenkenntnis. Obwohl sich die Predigt allgemein an alle richtet, so betrifft doch die Behandlung eines Teils des biblischen Textes oft nur sehr wenige, und diese wenigen, die die betreffende Auslegung des Wortes Gottes in Folge ihrer Schwachheit oder Sünde näher angeht als die übrigen, recht seelsorgerlich auch von der Kanzel herunter zu behandeln, darf der Prediger ja nicht außer Acht lassen.

Wer in dieser Weise seinem Amte nachkommt, wird trotz der oben erwähnten Unfreiheit und Anforderung mit Segen an einer Gemeinde wirken können, denn schließlich ist die anhaltende und treue Beeinflussung durch das Wort und das geduldige Tragen der Schwachen und Strauchelnden nicht vergeblich.

Eine weitere Anforderung, die unsere neue Zeit an die Predigt stellt, ist die, daß in derselben den sozialen Fragen Rechnung getragen wird. Die heutige Predigt muß praktisch, lebenswahr, nüchtern und doch zugleich erbaulich sein, sie muß das alltägliche Leben erfassen und den Menschen nicht nur in seinem Sonntagsrock, sondern auch in seinem Werktagskleid betrachten. Praktisches Christentum ist heute die Lösung und Forderung, und darum müssen in der Predigt auch die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens beleuchtet werden, und der Prediger muß gegenüber den sittlichen und unsittlichen Erscheinungen der Gegenwart eine bestimmte, ausgesprochene Stellung einnehmen und die sozialen Verhältnisse der einzelnen Stände oder Gesellschaftsklassen und ihr gegenseitiges Verhalten zu einander in das rechte Licht stellen.

Das setzt aber voraus, daß der Prediger mit diesen Dingen bekannt ist, er darf sich also nicht in seine Studierstube zurückziehen, gleichgiltig und interessenlos der Welt ihren Lauf lassen und sich höchstens bloß um die irdischen Verhältnisse seiner Gemeinde kümmern. Dieser Fehler ist oft in der Vergangenheit gemacht worden und darum hat man nicht mit Unrecht der Kirche den Vorwurf gemacht, daß sie kein richtiges Verständnis hätte für die Bedürfnisse und Nöte der Welt. Die Gegenwart fordert, daß der evangelische Prediger kein Weltflüchtling ist und Welt und Mensch nicht nur von der transzendentalen Bestimmung aus betrachtet, sondern sie sieht, wie sie wirklich ist. Daß der evangelische Prediger bestrebt ist, dieser Forderung nachzukommen, gibt sich kund in seiner Predigt, und um das recht deutlich zu machen, weisen wir zurück auf die Predigt der Vergangenheit. Man nehme einmal ein älteres Predigtbuch in die Hand und lese die einzelnen Predigten. Und was wird das Resultat sein, gute, erbauliche und dogmatische Predigten, die mit ernster Sprache den Menschen an die vornehmste Sorge erinnern und ihm das Strafgericht oder die Herrlichkeit des zukünftigen Reiches vorhalten, dabei aber übersehen, daß das Reich Gottes schon hier auf Erden seinen Anfang nehmen soll und daher auch das diesseitige, praktische Leben nicht genügend beleuchten und behandeln. Deshalb kann man diese Predigten auch nicht mehr als Muster für unsere Zeit annehmen. Ein ganz anderer Ton wird heute in der Predigt angeschlagen, sie greift hinein ins Menschenleben und fordert praktische Anwendung des Christentums im alltäglichen Leben. Sie betont, daß die Befolgung christlicher Sitte und das Festhalten an kirchlicher Ordnung noch lange keine wahre Frömmigkeit ist, sondern daß nur der fromm zu nennen ist, der in Gehorsam, Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit vor Gott wandelt, sie fordert ferner als Lebenszeichen rechte Glaubenswerke der Liebe und Barmherzigkeit. Nebenbei aber übersieht man nicht die irdischen Fragen und Probleme der Gegenwart, denn wenn man den Menschen in seinem Werktagskleid betrachtet, muß man auch die Umstände und Verhältnisse beurteilen, unter welchen er sein täglich Brot erwerben muß, und so hat der Prediger unserer Zeit auch ein lebhaftes Interesse für die irdische Wohlfahrt des Menschen. Deshalb finden auch die sozialen Probleme der Gegenwart in der Predigt Erwähnung, und zwar mit der Absicht, die Gegensätze zwischen arm und reich, Arbeiter und Arbeitgeber in das rechte Licht zu stellen, und den Nachweis zu bringen, daß auch die Kirche eine gerechte Basis aller Lebensverhältnisse fördern will, und nicht im Blick auf die Ewigkeit die Bedürfnisse dieser Zeit übersieht. Werden diese Punkte berührt, so hüte man sich aber davor, für diese einzelnen Bewegungen zu agitieren oder Propaganda zu machen, man tue es nur aus apologetischen und belehrenden Gründen, auch mache man diese Dinge nicht ausschließlich zum Gegenstand einer oder wiederholter Predigten, sondern beschränke sich sowohl in seinen Ausführungen als in der Gelegenheit, denn sonst kann die Predigt zum Vortrag und die

Kirche zum öffentlichen Forum werden, wie das in manchen anglo-amerikanischen Kirchen der Fall ist, in denen Sonntag für Sonntag über alles mögliche geredet wird, und man sich fragen muß: Wo bleibt da die Verkündigung des Wortes Gottes?

Und nun kommen wir zu einer andern Sache. Unter unsern eigenthümlichen freikirchlichen Verhältnissen müssen wir alle in der Gemeinde vorhandenen Kräfte zur Mitarbeit heranziehen. Dazu haben wir in den Gemeinden die Vereine. Mitarbeit ist der eine Zweck kirchlicher Nebenorganisationen innerhalb der Gemeinde, Sammlung und Bewahrung der andere. Der Umstand, daß das patriarchalische Verhältniß der Familie, da der Familienvater mit jung und alt zur Kirche hielt und die Gottesdienste besuchte, besonders in den Städten ganz abhanden gekommen ist, nötigt die Kirche, daß sie der Jugend und dem heranwachsenden Geschlecht besondere Aufmerksamkeit widmet. Und deshalb sammelt man die jüngere Generation in einzelne Vereine, um sie bei der Kirche zu erhalten und sie vor Versuchungen der Welt zu schützen. Darum soll auch die Notwendigkeit der Vereine nicht bestritten werden, sondern wir haben es hier hauptsächlich mit den Anforderungen zu tun, welche die Vereine an den Prediger stellen. Dem Pastor liegt die Leitung oder Uebersichtung der einzelnen Vereine ob, und wo nur wenige und die notwendigsten, nämlich ein Verein für die Jugend, für die Frauen, für die Männer und eine wöchentliche Versammlung der Sonntagschullehrer vorhanden sind, kann und darf sich der Prediger über Anforderungen dieserseits nicht beklagen, sondern sich nur freuen über solche Lebendigkeit in der Gemeinde. Leider aber weiß man nicht Maß und Ziel zu halten, und so hat man besonders in den Stadtgemeinden zu viele Vereine. Beinahe jeden Abend ist eine Vereinsversammlung, und jeder Verein erwartet, daß der Pastor regen Anteil nehme an den Versammlungen und ihren speziellen Bestrebungen von ganzem Herzen zustimme. Dabei gehen die Vereine über ihren eigentlichen Zweck hinaus, statt mitzuarbeiten, arbeiten sie oft gegen die Gemeinde, oder zeigen doch nicht das notwendige Interesse, pflegen lieber ihre eigenen Pläne und Ideen und trennen dadurch die Einheit der Gemeinde, auch wird der religiöse Zweck vernachlässigt, indem man mehr um gesellschaftliche Unterhaltungen gibt, denn um religiöse Forderung. Darum kann man die Vereinsmüdigkeit unter den Predigern verstehen, und was unsere Gemeinden und Kirche braucht, ist nicht eine komplizierte Vereinsmaschine, sondern die Sammlung aller Glieder im sonntäglichen Gottesdienst.

Den letzten Punkt, den wir unter den Anforderungen von seiten der Gemeinde betrachten wollen, betrifft den Gemeindehaushalt und Aufbringung der Gelder für kirchliche Zwecke. Obwohl diese Aufgabe eigentlich nur der Gemeinde zufiele, so wird dennoch erwartet, daß sich der Pastor auch für diese Angelegenheiten interessiere. Ja noch mehr, man erwartet tatkräftige Mithilfe, und so ist er wiederum der Mann, der die größte Last zu tragen hat, denn die finanzielle Sicherheit und

Zukunft der Gemeinde fällt doch zuletzt zurück auf seine Person. Nach seiner Tüchtigkeit und Beliebtheit richtet sich der Finanzbarometer der Gemeinde. Er hat auf Mittel und Wege zu sinnen, wie man am besten besonderen Bedürfnissen gerecht werden kann. Er ist der Anreger materieller Unternehmungen der Gemeinde, wie Neubauten Reparaturen und Verbesserungen u. s. w., und hat darauf zu achten, daß die Gemeinde allen ihren Verpflichtungen nachkommt. Auch diese Anforderungen versucht er gewissenhaft zu erfüllen und ist bemüht, anstößige Mittel und Wege zur Aufbringung der Gelder fern zu halten. Es ist nicht immer die Schuld auf seiten des Pastors, wenn die Gemeinde Fairs, Verlosungen, Picnicks u. s. w. benützt und ihren Verpflichtungen auf recht leichte Weise nachkommen will. Allerdings könnte mancher Pastor entschiedener dagegen auftreten, in der Regel aber findet er keine oder nur wenig Unterstützung von seiten der Gemeinde, denn vielen unserer Gemeindeglieder fehlt doch noch das vornehme, christliche Verstandniß, daß alle Gelder für kirchliche oder religiöse Zwecke aus freier Liebe gegeben werden sollen. Ja manchmal ist die Aufbringung durch solche anstößige Veranstaltungen geradezu demütigend für den Prediger, denn manche Gemeinde benützt die auf solche Weise erhaltenen Gelder auch zur teilweisen Besoldung ihres Pastors.

Darum muß der Prediger erstens um der Sache des Reiches Gottes willen, entschieden gegen alle verwerflichen Veranstaltungen zum Besten der Gemeinde auftreten, und zweitens die beschämende Anforderung zurückweisen, daß er sich zufrieden zu geben hat mit einer das Amt entwürdigenden Erledigung oder Erleichterung der Gehaltsverpflichtung, und wenn wir oben gesagt haben, daß es nicht immer die Schuld des einzelnen Pastors ist, daß solche Mißstände existieren, so ist es aber doch insofern die Schuld aller Prediger unserer Kirche, daß sie nicht mannhaft und energisch zusammen gestanden und das Uebel ausgerottet haben, und es ist daher die Wiederholung eines dahin zielenden, schon über 40 Jahre alten Beschlusses einer Generalsynode durchaus nicht als ein Zeichen des Fortschritts anzusehen. (Siehe Beschluß der ersten Generalsynode zu Pittsburg, unter einzelnen Beschlüssen.)

III.

Unsere Arbeit wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die Anforderungen erwähnen wollten, die unsere Evangelische Kirche an ihre Prediger stellt. Unsere Kirche erwartet, daß der Prediger entsprechend seines Ordinationsgelübdes in Wandel und Lehre den Prinzipien der Evangelischen Kirche getreu bleibt, und daß er in den Gemeinden darauf hält, daß ihre Ordnungen oder Vorschriften befolgt werden. Zwar herrscht infolge der in unserer Kirche obwaltenden Freiheit, unter Pastoren und Gemeinden mannigfach die Meinung, daß man nach Belieben tun und handeln kann. Obwohl nicht an die Formen und Ordnungen eines starren Konfessionalismus gebunden, so darf aber die Freiheit, die unsere Kirche den Gemeinden und ihren Predigern ge-

währt, doch nicht in Zügellosigkeit ausarten; und die Selbstständigkeit, deren sich unsere Gemeinden erfreuen, darf sie nicht verleiten, die Bestrebungen unserer Evangelischen Kirche zu unterschätzen, oder die notwendige Beachtung und Unterstützung zu versagen. Daher fordert unsere Kirche von ihren Predigern, daß das Verhältnis zwischen Gemeinde und Gesamtkirche allezeit das rechte ist und bleibe, und das zeigt sich darin, daß die Gemeinden in allen Dingen Liebe, Gehorsam und Treue ihrer Kirche beweisen. Dies ist, was wir „evangelischen Geist“ nennen, der in alten, treuen synodalen Gemeinden schon existiert, und in dem solche Gemeinden erzogen werden müssen, die entweder jüngeren Datums oder aus anderen Denominationen zu uns gekommen sind.

Daraus ergibt sich von selbst, daß die Gemeinden den Einrichtungen und Bestrebungen der Synode die rechte Beachtung schenken, denn gerade in der tatkräftigen Unterstützung soll sich die Liebe und der Gehorsam kund tun. Mit bloßen Anhänglichkeitsversicherungen ist unserer Kirche nicht geholfen. Hier berühren wir das Kapitel: Kollekten und Liebesgaben. Unsere Kirche ist über ihre Gründerjahre hinaus gewachsen, und wie das nicht anders ist und auch nicht zu vermeiden war, sind eine ganze Reihe kirchlicher Arbeiten oder Zweige des Reiches Gottes begonnen und ausgebaut worden, dazu ist ein geschäftlicher Apparat hinzugekommen, Wohltätigkeitsanstalten existieren, die, wenn auch nicht Eigentum der Synode sind, so doch unter deren Kontrolle stehen und ihr angegliedert sind. Ein großer Haushalt besteht, und wie beispielsweise die Kinder einer großen Familie nicht das Recht haben, die Eltern zu fragen: Wie kommt es, daß ihr so viele Kinder habt? ebenso wenig haben wir nun das Recht, nach jahrelanger Entwicklung zu fragen: Warum hat unsere Kirche so viele verschiedene Gebiete kirchlicher Arbeit in Angriff genommen und sich nicht auf das allernotwendigste beschränkt?

Und so haben wir in unserer Kirche Lehranstalten, Innere und Äußere Mission, Pensionskasse, Kirchbaukasse u. s. w. Diese Einrichtungen fordern unsere Unterstützung in Form obligatorischer Kollekten und jedes Synodalglied, sowohl Pastor als Gemeinde, haben sich verpflichtet, diesen Anforderungen gerecht zu werden, der Pastor bei seiner Ordination, die Gemeinde bei ihrer Aufnahme in die Synode. Auch hier hat der Pastor, ähnlich wie bei der Aufbringung der Gelder in den Gemeinden, die Verantwortung zu tragen. Der Prediger wird bei der Richterhebung der obligatorischen Kollekten öffentlich dadurch getadelt, daß die Versäumnis bei den Distriktskonferenzen bekannt gegeben wird, und hat sich zu rechtfertigen, warum die Erhebung der Kollekte unterblieben ist. Wir wollen hier nicht ungerecht kritisieren. Was hier betont werden soll ist dies, daß man bald eine Lösung des Problems finden möge, wie man die zum synodalen Haushalt notwendigen Gelder aufbringen kann, so daß man beiden Seiten gerecht wird. Es ist versucht worden, durch den Verteilungs- oder Besteuerungsplan die notwendigen Mittel aufbringen zu können, für jeden Kommunikanten wird

ein gewisser Betrag gerechnet, und der Gemeindebeitrag muß der Zahl der Kommunikanten entsprechen. Das ist schon ein Schritt zur richtigen Lösung. Wenn auch einzelnen Predigern und Gemeinden der zugewiesene Betrag zu hoch erscheint, so haben andere jedoch den Beweis geliefert, daß man noch mehr tun kann, als erwartet, resp. vorgeschrieben ist.

Doch streng genommen, hebt dieser neue Plan eigentlich den Begriff von Kollekte auf, denn die Erhebung einer vorgeschriebenen Summe durch das Mittel der Kollekte im versammelten Gottesdienst, ist doch eine unsichere Sache, das bessere wäre, die Einziehung des Betrags von jedem individuellen Glied oder Haupt der Familie durch den Pastor oder einem Vorstandsglied. Die einzige und richtige Lösung aber wäre die, daß wir unsere Gemeinden zu der Erkenntnis bringen sollten, daß die Mittel für den synodalen Haushalt genau so angesehen und aufgebracht werden sollten, wie für die eigene Gemeinde. Wie die Glieder in der Gemeinde, so sollen die Gemeinden in der Synode für den Unterhalt beisteuern, und man entnehme diesen Betrag aus der Gemeindefasse. Die Bezeichnung „obligatorische“ Kollekten lasse man fallen, und erhebe dann freie Kollekten, die den Wohltätigkeitsanstalten oder auch dem synodalen Haushalt zufließen können. Auf die Dauer wird das alte System doch nicht bestehen, früher oder später wird doch eine den Bedürfnissen entsprechende Aenderung vorgenommen werden müssen, es ist nur eine Frage der Zeit, wann das geschehen soll.

Ein in dieser Richtung einzuschlagenden Weg wird auch das Verhältnis der Gemeinden zur Synode noch besser regeln, als es jetzt der Fall ist, ein Umstand, der auch oft viel zu wünschen übrig läßt. Alle unsere von Synodalphastoren bedienten Gemeinden sollten Synodalglieder sein, sonst könnten sie sich weigern, den Anforderungen nachzukommen. So sollte jede Missionsgemeinde sofort in die Synode aufgenommen, und die von andern Denominationen herüberkommenden gleich bei ihrer ersten Bedienung eingeführt werden, und zwar verbunden mit der Einführung des Synodalphredigers andere, schon jahrelang von der Synode bedienten Gemeinden müßten einfach als Synodalglieder betrachtet und demgemäß behandelt werden.

Wir kommen nun, analog den Vereinsanforderungen in den Gemeinden, zu denen, welche synodale Organisation an den Prediger stellt, und man frage sich zuerst selbst: Haben wir zu viel oder zu wenig, sollen wir noch mehr Gewicht auf Organisation und geschäftliche Routine legen, oder ist es an der Zeit, daß wir ein wenig innehalten und uns wieder klar werden, was eigentlich die Hauptsache ist, entweder die Sache an sich oder die Mittel, mit welchen der Sache geholfen werden soll? Allem Anschein nach scheint aber doch die Meinung vorherrschend zu sein, daß wir zu viel Organisation, Vereine, Konventionen und Maschinerie haben, bei der die menschliche Tüchtigkeit oder Leistungsfähigkeit die treibende oder bewegende Kraft ist. Gewiß ist für unsere Verhältnisse, und das gilt besonders für die Städte, die Zeit vorüber,

da man nach der alten, einfachen Weise arbeiten kann, darum haben wir auch weiter oben gesagt, daß die Organisation notwendig ist. Wenn wir, man erlaube hier den Ausdruck, mit den andern Denominationen konkurrieren und unsere Kinder und Jugend erhalten und bewahren wollen, dann müssen wir auch manches Aeußerliche beachten. Nur sollte man nicht zu weit gehen, das rechte Maß, Nüchternheit und Treue in allen Dingen bewahren und auch hier bedenken, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Das letzte wird oft vergessen, und es ist etwas Wahres an der Aeußerung, die wir kürzlich einmal gehört haben, daß der Heilige Geist nichts mehr zu tun habe. Wenn man irgend etwas erreichen will, wird organisiert und ein geschäftlicher Apparat in Bewegung gesetzt, und dann wird's schon werden. Hüten wir uns deshalb davor, daß wir das Wichtigste und Wesentliche unsers Amtes und seine Hauptforderung nicht übersehen, nämlich das Wort und seine Verkündigung. Darum waren auch die Ausführungen unsers englischen Professors vom Predigerseminar auf der letzten Generalsynode vielen wie aus dem Herzen gesprochen, als er vor zu vieler Organisation warnte und betonte, daß wir alle Zeit festhalten sollten an dem reformatorischen Prinzip, welches das Hauptgewicht auf das Wort und nicht die äußeren Werke legt.

Daß jetzt eine solche Reaktion eintritt, ist eben die Folge davon, daß man die Beobachtung macht, daß diese verschiedentliche Organisation, statt zum Besten, unserer Kirche zum Schaden werden könnte. Worauf wir als Kirche bedacht sind, ist dies, daß wir unter den vielen Denominationen unsers Landes unsere Eigenart bewahren möchten. So lange die Sprache die Grenze war, die uns von andern Kirchenkörpern absonderte, waren wir sicher, nun fragt sich aber mancher, wie wird das in der Zukunft werden? Seien wir nicht lange, die Sprache bringt uns keine Gefahr. Durch unsere Organisationen können wir viel eher unsere evangelische Art verlieren, als durch den Uebergang von der deutschen zur englischen Landessprache. Und das wollen wir an dem folgenden illustrieren. Vielen ist die Sonntagschule wichtiger, als alles andere. Man kann die Meinung hören, daß der öffentliche Gottesdienst überflüssig sei und die Sonntagschule diese Stelle einnehmen könne. Das wurde vor einigen Jahren auf einer Distriktskonferenz öffentlich in einer Predigt über die Sonntagschule gesagt, also von einem Prediger und nicht von einem Laien. Und das war nicht das erste und letzte Mal, daß wir solche Aeußerungen vernehmen mußten. Ferner, wie viel Fremdes kommt durch die Jugend und ihrer Organisation in unsere Kirchen und Gemeinden, vieles, was andere Denominationen erlauben, wollen auch unsere jungen Leute erlaubt haben oder nachahmen. An der betreffenden Stelle haben wir den Wiederbeschluß der Generalsynode über Fairs, Picknicks, Tanzbelustigungen u. s. w. erwähnt, und wer ist es, der in dieser Beziehung dem Pastor oft Schwierigkeiten macht? Ist es das jüngere oder ältere Element? Wer sinnt auf allerlei gesellschaftliche Unterhaltung, die wohl außerhalb, aber

nicht innerhalb der Kirche und Gemeinde erlaubt und angebracht sein mögen? Und was helfen da die Proteste oder der Widerspruch des Pastors? Nicht viel, man tut doch, was man will, und weil man dessen Gesinnung von vornherein kennt, wird er oft gar nicht gefragt. Eins wäre zu wünschen, nämlich daß unsere kirchliche Jugend solche Dinge und ihre Schicklichkeit genau so beurteilen möchte wie die Trinktfrage.

Doch wir wollen es mit dem Gefagten bewenden lassen, ohne Organisation können wir nun einmal in unserer Zeit nicht fertig werden, auch das ist ein Zeichen unserer Zeit und unsere Ausführung soll niemand zur Mißachtung der Anforderungen verleiten, welche unsere synodalen Organisationen erwarten, auch in diesem Stück wollen wir Gehorsam und Achtung beweisen. Wir wollen die Sonntagschule allen modernen Ansprüchen entsprechend einrichten, wo die Verhältnisse es gestatten, unsere Kinder sollen einen guten religiösen Unterricht erhalten, und dazu sind wir um so mehr verpflichtet, weil viele Familien diese Pflicht versäumen oder vernachlässigen. Wer die Kinder in Gemeindeschule oder längeren Konfirmandenunterricht versammeln kann und lokaler Umstände wegen am Sonntag den Unterricht nicht in der erwünschten Weise erteilen kann, der mache die wöchentliche Unterweisung zur Hauptsache. Umgekehrt aber, und das gilt für die Städte, wer die Sonntagschule als Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht ansehen muß, der achte darauf, daß dies in der besten Weise geschehe. Das gleiche gilt für die Jugend, wo dieselbe regen Anteil am Gottesdienst nimmt, hat der Prediger die beste Gelegenheit, auf sie einzuwirken; und ist es sonst wünschenswert, ja sogar erforderlich, daß man der Jugend spezielle Aufmerksamkeit schenken muß, so vereinige man die jungen Leute zu einem Verein und scheue nicht die Mühe und Arbeitsvermehrung, die die Leitung oder Ueberwachung der Vereine mit sich bringt. Auch bietet die Organisation in Vereinen den andern gewiß anerkennenswerten Vorteil, daß man dadurch Hilfskräfte für das Wohl der Gemeinde als auch für das Reich Gottes gewinnen kann. Das letztere sollte noch mehr betont werden, denn in den Vereinen sollten unsere jungen Leute die Anregung bekommen, sich der Arbeit im Weinberge des Herrn zu widmen, sei es als Schwestern in den Diakonissenhäusern oder als Prediger und Missionare.

Ähnliches gilt von der neueren Bewegung unter der Männerwelt. Auch diese hat ihr Gutes, und als synodale Organisation sollte sie kräftig mitarbeiten an dem Werk unserer Kirche und das Problem lösen helfen, wie wir den großen Haushalt unserer Synode, bestehend aus Lehranstalten, Innerer und Äußerer Mission, Pensionskasse u. s. w., so versorgen können, daß wir den Bedürfnissen gerecht werden.

Und nun wollen wir das Resultat über unsere Bemerkungen von Organisation, Vereinen u. s. w. ziehen. Wir betrachten sie als Mittel zum Zweck, doch das Ideal christlicher Gemeinschaft und Vereinigung sei und bleibe allezeit die im Gottesdienst versammelte Gemeinde. Dort sollen die verzweigten Kanäle christlicher Bestrebungen wieder zusam-

menfließen und alle, jung und alt, Mann und Weib, sich unter dem Schall des Wortes Gottes sammeln. Und damit kommen wir zurück, von dem wir ausgingen, daß die wesentliche Forderung die Verkündigung des Evangeliums sei, und wie der Glaube aus der Predigt kommt, so sammeln sich auch die Gläubigen in der Gemeinde, in dem heiligen, seligen Verein, da sie erlöst von ihren Sünden, sich Jesu, ihres Heilands, freuen.

The True Evangelism of Today.

(Its Origin, Urgency and Program.)

CHARLES J. KEPPEL, KENTON, O.

The purpose of this article is not so much to make converts to the idea of evangelism as rather to stir to increased zeal those already convinced of the need of this particular work. Nothing impels us so to action as does the cumulative force of obvious facts.

Nor does this article aim to present a criticism of unworthy methods in evangelism. Of course the enemy has never yet failed to sow his tares in the Master's wheat-field. Like everything else true evangelism is counterfeited, the form thereof being utilized now for the advancement of personal ambitions, now in the interests of semi-political propaganda. But it is well for us to be constantly mindful of a four-fold danger to ourselves incidental to this circumstance. There is first the grave possibility that we reject the whole idea of evangelism because of the abuses born of hypocrisy or fanaticism that have popularly become so intimately associated with it. Or, while still adhering to the idea in its noblest conception we may be prone to underestimate the present good that is being accomplished by this work. Even Elijah fell victim to this human tendency toward pessimism until God gently reminded him that the night was not so dark as he had painted it. Certainly evangelism has been much abused by man, but it has also been most certainly used of God. And the third danger incidental to the fact of these abuses lies in the unfortunate monopolizing by them of so much of our best thought whenever we deliberate on the subject. They have succeeded too often in arousing unyielding prejudice or in supplanting a far more urgently needed sympathetic and constructive discussion. But the gravest danger of all lies in the possibility of our misjudging men and their activities in the specific instance. We remember John when he came to Jesus saying, "Master, we saw one casting out devils in Thy name, and we forbade him, because he followeth not us." But Jesus said, "Forbid him not: for there is no man who shall do a miracle in My name, that can lightly speak evil of me. For he that is not against us is on our part." (Mark 9: 38-40.) Rather, therefore, ignoring the negative aspect of modern evangelistic activity we shall give consideration only to

the true evangelism of today, touching briefly upon its origin, its urgency and its program.

Thank God, there is a true evangelism, and it has never commanded more earnest and consecrated attention than is being devoted to it today. And from this noble type of evangelism, despite all the devil's possible efforts at caricature, we dare not—nor do we want to—be turned aside. For it is the work of God.

From the point of view of the Christian Church the origin of the true evangelism of today is of absorbing interest. It was born out of a catastrophe that seemed to threaten the Church's very existence. It was the chaos of rationalism that gave birth to the zeal for evangelization.

That the mightiest missionary movement in all the Church's history as well as the unprecedented development of the Sunday school followed closely the age of rationalism is a striking fact. But fundamental to both these tremendous religious movements has been evangelistic zeal, born of a new vision of the Christ. This vision has resulted from the readjustment necessitated by the bitter assaults of rationalism in its destructive biblical and the so-called higher criticism. Driven from a state of complacency and comfortable ease the Church suddenly found herself reaching down to the very rock foundation of her faith and hope. And the result was a virtual rediscovery of the very heart-source of her life and light, Jesus Christ, her living Lord, who Himself is the whole Gospel, who is His own irrefutable argument, whose personal power is mightier than all doctrine, impregnable against every attack, and whose purposes and plans more than include all the loftiest ideals of every utopian dream of sin-cursed and death-burdened humanity. And, having rediscovered Jesus, the Church could not help but reflect in her activity the passionate throbbing of His loving heart for the souls of men. The awakened Christian's dominant impulse, "We would see Jesus," now gave way to the burning wish, "O, that all the world might see Jesus! O, that every lost brother might be brought to know Him!" "For the Son of man is come to seek and to save that which was lost." "Neither is there salvation in any other: for there is none other name under heaven given among men, whereby we must be saved." Once again for the Church, as in apostolic days, the need of the world spelled "Jesus." Once again, out of deepest soul-conviction, the fervent grateful prayer was uttered by those who had come to know the Christ: "Lord, to whom shall we go? Thou hast the words of eternal life."

It is true that the evangelistic zeal thus born out of the reaction against rationalism found its earliest expression primarily in intensified foreign missionary activity. We have a peculiar habit of seeing first the objects farthest off. It took us, i. e., the Christian Church, a little longer to awaken to the need at home. Yet the

phenomenal results of the work of the Rev. William Sunday and others—whatever our personal estimate of the methods and motives involved may have been—could not but appeal to us as an evidence of the ripeness of the field for the harvest. Who could fail to read in the eagerness of the throngs flocking up the “saw-dust trail” to clasp the hand of the speaker the yearning of men’s hearts for a more direct, more intense, more practical presentation of gospel truth than our churches had been giving them? The Sunday methods have met with overwhelming response because they have represented the nearest approach on a large scale of organized religion toward satisfying the heart-hunger and thirst of the unfed or underfed masses.

Our opinions may differ as to the fitness of the means employed to get these results, yet few of us have been able to gaze without quickening pulse and tear-dimmed eyes upon the surging mass of humanity—sweet-faced mothers, pure-hearted maidens, strong men in tears, broken-bodied and sin-scarred wrecks, girls of the streets in their shabby gay attire, old men and grandmothers with tottering step and trembling hand, boys and girls,—the rich and the poor, the young and the old, the feeble and the strong,—all with but one apparent thought, one all-dominant idea, to find mercy, a new life-start, new strength and purpose, by the crude and perhaps undignified route of the saw-dust trail.

And as we gazed, deeply moved, upon them, we forgot presently what they were doing,—we ceased to hear the evangelist’s feverish pleading and exhorting,—we had bowed our heads unconsciously in sorrowful heart-searching and fervent prayer: “O, Father, wherein have we failed—has the Church failed—that these are here? How like sheep without a shepherd! God, our Father, help us to see our sin and show us what Thou wouldst have us do to feed these hungering souls.”

And so out of the prayerful soul-questioning of earnest hearts has grown the firm determination to know the will of God for ourselves in the direction of a new effort to bring the gospel message to men as men need to have it brought to them, whatever that way may be. The Spirit of God has already used different men and different churches very differently in this respect. We do not pretend to dictate to God’s Spirit the means He shall employ. We only know the need, and His willingness to show the way. Evangelism is a fire, not a fixed process. It impels various personalities, organizations and institutions variously indeed, but always to the same end and under the same loving personal guidance of the living Lord. Evangelism’s fire was kindled in the Church as the Church came into vital touch with her Master. And true evangelism is ever the product of His Spirit and is crowned with enduring success in exact proportion to its direct inspiration by Him.

But now that the spirit of evangelism has thoroly permeated the religious thought of today, our eyes are being opened more than ever to the peculiarly urgent need of this present time for this latest expression of God's Holy Spirit. The Church has been subjected by those who love her best to a searching examination as regards her actual condition, her aims and her achievements. "Surely, we must have failed! Wherein have we failed? What is the remedy?" These questions have arisen spontaneously within the Church in thousands of hearts—and men have set themselves seriously to the task of answering them.

What have we discovered? It will be possible in this article to indicate briefly four of the outstanding "findings" of this careful introspection.

1. We have discovered the fact of the isolated existence of a peculiar "Church world," with a marked tendency toward exclusiveness, traditionalism and a "compromise interpretation" of gospel truth. The Church's little world is generally well-defined as over against the secular world around it. Furthermore it is in most instances unmolested from without and unmolested from within. The inhabitants of this "Church world" mingle freely with the secular world citizens about them, carry on business with them, enjoy social pleasures in their company—but all the while the distinctive "Church world" is rarely mentioned; it belongs to a separate sphere of life, to be visited only as occasion requires. It does not intrude itself into secular world affairs, except perhaps in a secular way to beg for money or to solicit advertisements for the church bulletin. Nor does the world trespass upon it.

A remarkable thing about this situation is that with all the isolation of this "Church world" its inherent character is not always so distinctive. Rather do we note a very common tendency so liberally to interpret the obligations of the Christian that they will be quite compatible with the world-life without. Social evils are not openly scored, the wealthy are treated with deference, and it is the consuming effort of many a church and its pastor to avoid hurting the feelings or tramping upon the toes of any parishioner. The distinctiveness and exclusiveness in such churches lies therefore not so much in their character as rather in the fact of association, or fellowship, or membership, however we may designate it,—much as in the secret orders.

Running parallel with this spirit of compromise in our isolated "Church world" is the further tendency toward a condition which might be termed the "slumber-state" of the Church. It is evidenced by the failure of that which has become habitual to stir the deepest emotions. The keen spiritual sense seems to have become blunted—at least to the stereotyped stimuli that issue from our traditional activities. Or, at best, the response to these stimuli has

become "habituated"—the result being commonly known as the "rut" in which individuals as well as whole congregations find themselves. There is a very evident placidness and easy regularity about everything, excepting, of course, the occasional church quarrel. But there is nothing to indicate in any way the deep stirring of emotion or the eager strenuousness of large enterprise and earnest aggressive endeavor. And more than this, there is a decided resentment against any disturbance or suggestion of disturbance of this accustomed and most soothing tranquility in religious affairs.

Another observation with reference to this exclusive "Church world" is of interest. The fact of its distinctive society, its inherited ethics and its almost definitely prescribed religious program or routine has tended to engender within it a kind of artificial religious atmosphere, the mere living in which is too frequently mistaken for true religion. Many a good woman, for instance, believes that, because she bakes pies for the Ladies' Aid supper and helps wait on table, she is a model Christian; and to eliminate from her church, as some of us have done in our own, suppers and sales as unworthy means of financing our work, would be to rob her of all the religion she has ever possessed. Or because a young woman is chairman of a League committee and a delegate to the annual convention she may feel so superiorly religious that she may deem herself highly competent to assist the good Saint Peter in judging as to the merits or demerits of the poor sinners round about her. Only she does not stop to wait for his instructions but sets to work at once. She has "religion"—because of the highly charged religious atmosphere of the little "Church world" in which she has come to play so prominent a part.

Can there be any question but that the negative conditions thus prevailing in the isolated "Church world" contribute in large measure to the heart-hunger so evident even among Christians?

2. But when we pause to consider the influence of this self-contained little "Church world" on the community round about it, we no longer wonder at the success of the great evangelistic tabernacle meetings. We find that the world outside the Church simply does not concern itself about it, gives it little thought, does not take it seriously. "O, I am as good as those hypocrites!" is an expression heard by the writer from the lips of an unfortunate victim of sin, and it is typical of the general attitude of the world toward organized religion. When thought is given at all by children of the world to religious matters it is usually to speak slightly of the Church. The ministry is looked upon as professional religion, the Church itself as a parasite feeding upon society, only demanding, never contributing,—claiming indeed to care for men's souls, but actually wholly disinterested in the physical, moral and spiritual welfare of the children of the world.

The writer certainly does not give his unqualified endorsement to this estimate, which is of course based largely on misconception; he merely states the situation as it exists and as all may discover it for themselves upon investigation. In other words, the doors of our influence are locked against us by a bitter prejudice, greatly exaggerated indeed, tho not altogether unwarranted, yet certainly effective in blocking the road to the service of the very ones who need most the helping hand to lead them to the only Saviour, Jesus Christ.

3. We have observed further with deep concern the gradual breaking down of the sympathetic home background of the Church, with the inevitable disastrous effect on the institutions of public worship, Holy Communion and Confirmation. The average Christian home of today falls undeniably short of the standard of twenty-five years ago. Child-discipline in matters religious is in some communities almost altogether lacking. The Church is compelled to make its appeal direct to the children without the wholesome intermediary influence of the parent to support it, too often even against the odds of negative parental influence. Our institution of Confirmation, so much depended upon in the past for results in the direction of evangelization, has especially suffered. It is left to the children themselves to decide whether or not they will enroll for instruction. Or even the Christian parents' slighting estimate of this work positively discourages the child at the outset. Where children are sent, there is often irregularity of attendance, habitual tardiness and lack of preparation to contend with. Without the active, whole-hearted co-operation of the home it is difficult to surmount these obstacles. Somehow we must lift the spiritual standard in these homes if our institution of Confirmation is to come again into its own to serve its intended purpose.

4. But searching deeper down into the heart of the Church's message, we find very common a two-fold omission that has proven tragically fatal especially in these last years. The omission is not so much that of doctrine as that of emphasis and application. It is the matter of the Cross of Jesus Christ and of His coming again.

The preaching of the Cross has never been popular with the world, therefore, in accordance with the spirit of compromise so prevalent in the Church, this particular central doctrine was limited in its application to the historic fact of the Cross of Christ, faith in the atonement wrought thereon being proclaimed as vouchsafing the life eternal. It did not please the world nor worldly-minded Christians to draw the inevitable deduction that for a man sincerely to believe in the Cross of Jesus he must first believe in the wisdom of God in choosing the Cross-method—that of yielding life voluntarily in the face of evil,—not righting wrong by might of physical force but by the invincible power of sacrificing love—love

that dies at the hands of evil men, only to find life again and eternal fruitage thru its own inherent power, the power of God, who Himself is Love. The Church has not taught this. She has indeed taught Christian ideals but she has given her approval even to the means of carnal warfare to usher these ideals in. God has given more than ideals; He has revealed the only way to their attainment, Jesus Christ Himself. And the body of Jesus Christ is the broken body of which all must eat who would enter into its fellowship; and His blood is the blood shed in love on Calvary, and of which all must drink who would belong to the "Lamb slain from the foundation of the world."

Behold the spectacle! Christian against Christian, brother against brother, the Blood and the Name of Christ against the Blood and the Name of Christ! Hatred and passion engendered from Christian pulpits everywhere; the fires of hell let loose in the Church of the crucified Master! "By this shall all men know that ye are My disciples, that ye have love one to another."

How shall we be able to reach sinners now under the cloud of this terrible distorting of Christ's eternal Truth? O, where is the evangelism that will be able to undo this tragedy, the apparent rejection of Jesus Christ by His Gentile Church? Is any such evangelism possible? Who does not pray that the Master may reveal it to His earnest followers?

But as the Church has been looking to material forces to usher the Kingdom of Heaven in, so, thoroly consistent with herself, she has ceased to watch for a returning Lord. *She does not need Him!* His teachings are enough. She can attend to all the rest herself,—at least so with the help of the Christless world! And all this despite the Master's oft-repeated earnest warning against this very tendency to grow careless about this particularly urgent and constant need, to watch for His return. (Cf. Matt. 24: 42, 44, 48-49; 25: 13, etc., etc.)

Lost sinners are not drawn to a doctrine, or a philosophy, or even to a promise—they are drawn, as the Father knew they would be drawn, to a living Personality. And a Master so real that all the Church shall wait in eager expectancy for His coming again, Himself to bring His Kingdom in, such a Master, in whom we ourselves vitally believe, will attract the soul-sick and needy and disheartened ones, who seek above all a Friend, One to love them back to life and hope. O, for the evangelism that will reawaken in the Master's Church the joy of apostolic days at the thought of His return.

Incidentally we have anticipated a large part of the third aspect of our subject, the program of the true evangelism of today. It remains but for us to sum it up as clearly as possible.

Taking into account the facts thus hurriedly reviewed setting

forth the Church's obvious need it becomes evident beyond question that evangelism's first appeal must be made to the Church herself and thru the revived Church as the instrument to the lost ones without. Evangelism's vision must be the Master's vision—"As My Father hath sent Me, even so send I you!"—and in its application today, the Church awakened to a consciousness of her God-bestowed mission to evangelize, by her life as well as by her witness, a sin-cursed humanity. Several considerations are of importance here.

1. The Church must seek to set herself right in the local community. She must win attention from an unwilling world by being earnestly, lovingly aggressive. She must break down the barriers of prejudice by making clear her motive and giving unmistakable evidence thereof in a constant open effort to rob Satan of his conquests thru the power of the living Christ. The Church can become known and respected and indispensable only as Jesus Christ her Lord and Master becomes known and respected and indispensable. And the Master always won men's hearts as they came to experience His life-saving and life-restoring power. Actually to save sinners by the power of Christ, to restore broken lives and homes, is the one advertisement of the Church that cannot be gainsaid nor long resisted.

2. The Church must seek a means of breaking the fetters of formalism and indifference that are binding fast her people. Nothing breaks down the barriers of traditionalism as does the fire of evangelistic preaching and the power of God's Spirit to save souls. Soldiers need not be told to break ranks when they meet the enemy face to face. Stiffness of the joints cannot easily be cured without exercise—spiritual exercise in a series of Spirit-directed meetings will often work miracles in reviving an apparently spiritually dead congregation. Parents whose hearts have been stirred thru such evangelistic services will be eager to have their children instructed in the Word of the Cross that has come to mean something vital in their own lives.

3. The Church must be resolutely uncompromising with the world. She must stand adamant against evil in any and every form. Hers is the guardianship over the young lives entrusted to her care. Silence with respect to local evils or evil tendencies is a crime against the Church, against the community and against the Lord Jesus Christ in His Kingdom. It is better to offend the offender than hold his good favor and send our children to hell. Evangelism is needed, stirring gospel preaching, to arouse the slumbering conscience of the Church. The local church may resent it, chaos may temporarily result, but what of that? For it is awful to contemplate one's personal responsibility in neglecting a task so fraught with

eternal possibilities as the making or the undoing forever of the lives of our own boys and girls.

4. The Church must be stirred by true evangelism to an appreciation of and to a bold and fearless preaching of the Cross of Jesus Christ in the fullness of its meaning for human life and action. She must be aroused to heed God rather than men. It is no easy task, but the apostolic zeal was equal to it: and the new apostolic zeal of our new evangelism, God-given, will also fearlessly shoulder the obligation.

5. And in this connection evangelism must open again men's hearts to the expectation of the returning Lord, whose task it will be—not ours—to set humanity right. He has said He will come! Angels said He will come! Apostles waited for His return! Awake, arise, watch and pray! Here is a soul-stirring message for the true evangelism of our time.

6. And now one closing thought! Can even God-directed evangelism work the miracle of reversing the direction of the Church's thought, of reviving the dry bones in the valley of her spiritual death, of sending her forth anew to win the world for Her Saviour-King? Evangelism could not check the decay and collapse of Judaism, when once Gods' people had sinned away the hour of grace. Can later evangelism do with the Gentile Church what our Lord's own preaching and the zeal of His apostles failed to accomplish with Israel?

Probably not, we say, aye, quite certainly not,—for Scripture must be fulfilled concerning the apostasy of the Gentile Church. But let us not forget that the pleading of Jesus and the apostles was all the more earnest and fervent with Jerusalem and the Jews, even tho rejection and destruction were imminent. For Jesus looking back upon His effort to save His people can say: "O Jerusalem, Jerusalem, that killest the prophets, and stonest them that are sent unto thee, how often would I have gathered thy children together, as a hen gathereth her chickens under her wings, and ye would not. Behold, your house is left unto you desolate."

But specifically for us in the present situation the early apostolic evangelism points the way; and linked with our pleading for a rehabilitated Church, may we never fail to add the individual note sounded by Simon Peter in the first great God-inspired Pentecost sermon (Acts 2: 40): "And with many other words did he testify and exhort, saying, *Save yourselves from this untoward generation.*" If Jerusalem is lost and Israel doomed, O save yourselves! So today! If the Church shall fail to heed, and the time of the final apostasy be at hand—"O save yourselves from this untoward generation!"

The true evangelism of today must then be in the nature of a prophetic testimony to the Church and to the world:

a) that Christ lives and would today definitely control and use His Church and the lives of His followers to the end of His only mission on earth, namely to save lost sinners;

b) that Christ will Himself in God's own time return to set up His Kingdom on the earth—a task that all human efforts will fail of performing;

c) that His love, life-yielding yet life-producing (John 12: 24) alone can liberate mankind—and only thru the full adoption of Gods' own program of the Cross;

d) and finally that in the last instance every man bears his own burden, the full responsibility for his life decisions, regardless of the opinions or failures of others.

And as does every man bear his own burden in the respect of his individual salvation, so do we as pastors in the respect of our responsibility as stewards. How shall we choose to walk? The easy path of men to the glory of the world, or the rocky, blood-marked road to Calvary, the way the Master trod—to glory eternal? Shall we be content with the attainments of the past, or shall we in humility seek His leading into a more vital ministry, however hard the task or radical the departure may be, and however sore the trial when we shall find ourselves misunderstood, misinterpreted, reproached and maligned by those who were our friends? God grant that we may choose the latter, for it is the Master's voice that speaks: "Verily, verily, I say unto you, The servant is not greater than his Lord; neither He that is sent greater than He that sent Him. If ye know these things, happy are ye if ye do them."

Eulogy on the Triad of Faith, Hope and Love

CHARLES A. KOENIG.

Now abideth Faith, Hope, Love,
these three; and the greatest of
these is Love. 1 Cor. 13: 13.

True religion is triune. FAITH, HOPE, LOVE enter into all that is true and explain all. Three words and yet within this narrow compass the whole is embraced. This verse is one of God's beautiful words, round and perfect in itself. The picture is distinct and clear.

The verse has furnished the arts with one of their most exquisite subjects. Poets have sung the praises of Faith, Hope, Love and the painter has exhibited the holy triad in all the glowing colors of his brush. The sculptor has given them the pure and almost breathing forms of his marble, while the orator has employed them as the ornaments of his eloquence.

But the orators, poets, sculptors and painters have often

strangely misunderstood them and too often proved that they know nothing but the abstracts of their genius. What they presented to the eyes were mere earthly forms which bore no resemblance to those divine and spiritual graces. Multitudes have gazed with admiration kindling into rapture upon the productions of the artist or read with enthusiastic delight the liquid lines which the poets have drawn, or have been roused to ecstasy by the glowing expressions of the orator, who at the same time have had no taste of the virtues described by the apostle.

It is a fair question for inquiry,—whether religion has really received the benefit claimed to be conferred by the fine arts,—whether men have not become carelessly familiar with the more awful realities of truth by the exhibition of the poet, the painter and the engraver and whether they have not mistaken those sensibilities which have been awakened by a contemplation of the more tender and touching scenes of revelation as described upon the canvass or the marble for the emotions of true piety. Perhaps “Paradise Lost” has done very little to produce any serious concern to avoid sin and misery, or Ruben’s “Descent from the Cross,” or Raphael’s “Transfiguration” as little to draw the heart to the great objects which Christianity proposes to effect and secure. Innumerable representations have been given of Faith, Hope and Love and doubtless by these means many kindly emotions have been called for a while into exercise, which after all were nothing but a transient effect of the imagination upon the feelings.

It is of vast consequence that we should recollect that no affections are entitled to the character of religion but such as are excited by a distinct perception of revealed truth.

It is not the emotion awakened by a picture presented to the eye, nor by a sound addressed to the ear, but by the contemplation of a fact, or a statement laid before the mind. This it is which constitutes piety. If the other were piety and all the piety that God requires, then the Bible is but a mass of words that signify nothing. We do not need it to teach us this. All this religion we may have without its precepts.

The eye fills with tears in spontaneous freedom at the sight of suffering and the heart swells with gratitude without an effort by demonstrations of kindness and we grant our admiration without an effort to withhold it when we stand in the presence of beauty, the grand or the sublime.

FAITH

“The child-like Faith, that asks no sight,

Waits not for wonder or for sign,

Believes, because it loves aright—

Shall see things greater, things Divine.”

The first of this Triad is FAITH. In its simplest sense, Faith is the belief of testimony. In reference to spiritual things it means a firm persuasion of the truth of what God has revealed in His Word. It is a belief not only that the Bible is true but of the truth contained in the Bible. It is not merely a perception of the evidence of Christianity as a divine revelation, but also a perception of the truth of its doctrines.

GENERAL FAITH means a belief of all that God has revealed in the Scriptures, whether it be by invitation or promise, command or threatening, prophecy or history.

FAITH IN CHRIST or justifying faith relates to that part of the divine word which testifies concerning the person and work of the Redeemer.

SAVING FAITH takes into its view everything contained in the Word of God, but its special object is the Lord Jesus Christ as the Son of God and the Saviour of the world, just as the eye of the condemned criminal at the place of exemption beholds all things around him but looks with the *greatest* steadiness and delight upon the messenger who is hastening with the reprieve. Faith in Christ is a full persuasion of the truth of the glorious Gospel concerning him accompanied by a full confidence in the veracity and an expectation of the fulfillment of His Word.

Faith is not that which constitutes the ground of our acceptance, but which places us upon that ground. Faith is the first stone of the building, but it is not the foundation. It is the act of cleaving to Christ, but all its value depends on the worth of the Christ to whom you cleave. A man may have faith, real ardent, energetic faith, in saints and images, priests and relics, yet his faith does not save him. A drowning man puts forth his hand and seizes with more than natural energy a bit of froth that dances on the crest of the wave, his hand cleaves it like air and he sinks helplessly into the deep. He is lost, not for want of precision in his aim, or of energy in his grasp, but for want of truth and power in the phantom to which he fled. OUR Help is laid on one who is mighty, mighty to save, who saves to the utmost.

Examine carefully then the faith you possess as to the object upon which it rests. Come to Christ, but come worthless, come empty, come guilty. If any ray of self-righteousness come between the sinner and the Saviour it will keep them separate. Naked and bleeding must the branch be laid upon the naked and bleeding tree in the process of engrafting. If any covering were first wrapped round it, the branch would never draw life. The tree would never give it. Any work of yours be recommending you or preferring you will be a non-conductor thru which the light of the Saviour cannot run into the dead. In the matter of the sinner's salvation, Christ is all or nothing.

HOPE

"We in dark dreams are tossing to and fro,
 Pine with regret, or sicken with despair,
 The while Hope bathes us in her own chaste glow."

The second of this triad is HOPE.

This is the desire and expectation of those future good things, which God has promised in His Word. Faith believes the promise, Hope desires its fulfillment. Hope is a light shed down from heaven to cheer a dark and troubled scene. It is like moonlight borrowed from the sun to mitigate the darkness which it cannot dispel. Hope is adapted to a transitory imperfect state. Its office is to diminish in some measure the sorrows of the present by drawing on the stores of future joy.

Applied to the richest gifts of God and the highest interests of man, Hope reaches from earth to heaven and fastens the anchor of the soul within the veil, where it is sure and steadfast, so that the expectation of eternal rest may enable the weary to bear with patience the tossings of Time's troubled sea. It is essential to hope that its object be some good thing, either supposed or real.

Desire without expectation is either mere wishing or despondency. *Expectation* without desire is either indifference or dread,—the union of both constitutes Hope.

But *Christian Hope* is not a mere feeble and fluctuating expectation of eternal happiness partaking more of the nature of uncertainty than of confidence, for it is by a beautiful figure of speech called a sure and steadfast anchor,—“a lively Hope” is the description of the same thing without the figure.

Many Christians make mistakes when they suppose that hope is nothing more than a state of mind partaking of so much doubt, as leaves them very little above the level of despondency. We are to remember “He never had a hope who never had a fear.” Hope is the tenant not of a heart that was never broken but of a heart that has been broken and healed again. A pure bright star fixed high in heaven, it reaches with its rays the uplifted eye of the weary pilgrim,—but stars shine not in the day, the darkness brings them out.

“Darkness shows us worlds by night
 We never saw by day.”

So grief summons hope to the aid of the sufferer.

When the ransomed rise from the sleep of the grave and open their eyes upon the dawning of an everlasting day, this gentle star which has soothed them often in the night of their pilgrimage will nowhere be found in all the upper firmament, for in the presence of the Sun of Righteousness, Hope, no longer needed, no more appears.

The Poet Hesiod tells us that the miseries of all mankind were

contained in a great box and that the husband of Pandora removed the lid, whereby they were cast abroad, all but Hope, which still remained in the bottom of the box. Thus Hope is the principal antidote which keeps our hearts from bursting under the pressure of evils and is that flattering mirror which gives us a prospect of some great and alluring good. When all other things fail, Hope stands by us to the last. This, as it were, gives freedom to the captive, health to the sick and victory to the defeated.

LOVE

“Who loves the Lord aright,
No soul of man can worthless find,
All will be precious in His sight,
Since Christ on all has shined.”

The third grace in this triad is Love or Charity. Many forms express themselves thru this name. The lowest is *instinctive* Love. The whole animal creation shows this development. The fiercest creatures love their young. It enters largely into human experience and stands amidst other and higher affections.

Beyond this stands the strong love of the passions. With this intelligence is associated. They spring from the flesh and minister to it,—one may love the hand that feeds him or the eye that smiles on him or the bewitching feature or manner that enchains him.

Above these are what have been called the *Friendships of the intellect* in which men find each other's society more or less pleasure. They are such as are kept without any striking joy and are laid aside without continued sorrow.

Rising still higher there is that Love which clasps souls together by reason of taste,, enthusiasms and worships.

But one step higher and we are within the palace of the soul where Love is full of truth, of justice, of trust, of hopefulness, fragments of this heavenly thing which have survived the fall and which flourish in our nature. In the palace of the soul only can this Love be found, a palace in ruins but beautiful still. As an instinct in families where it is not entirely covered and choked by rank vices growing near, it seems one feature left of man's first likeness to his Maker. But at best in all its other forms it expatiates only on a low level and expatiates irregularly intermittently even there. The love which is strung on with kindred graces in this text is the work of the Spirit in renewed men.

The emotion only is named, not its objects. Love is like a fire burning or a light shining. It streams forth from the heart in which the flame is indiscriminately in every direction.

Faith, Hope and Love, while in some respects very different, yet in others have strong points of resemblance. Faith has something of the expectation of Hope; and Hope touches faith at the

point of expectation and Love touches Hope at the point of desire and thus, like the colors of the rainbow, maintain their distinction while at the same time they blend into each other by almost insensible degrees. Their relation to one another presents them before us—three links within each other, constituting a chain of three links with two points of contact. Faith leans on Christ and Hope hangs by Faith. If, in place of danger, you saw a chain suspended whose uppermost link was securely fixed in the living rock and whose lowest link, a strong iron ring, was vibrating invitingly near, you might be induced by the prospect of an easy deliverance to venture your body's weight upon its seeming strength. If the lowest link were not within the one above it, but only attached externally by some brittle twig, you would exchange the slippery place of danger for the plunge into inevitable death. It is like the fall of a sinner who has risked his soul for the *Great Day* on a hope not linked to faith. The same Scripture that speaks of a lively hope, reveals how we may reach it. "Begotten again into a lively hope." How has that strong lower ring gotten into the equally strong upper ring, so that they form one chain and safely bear their burden? How have they been thus united? In the fires. It was brought to a white heat before it could be welded in. By a similar process the soul's Hope has been admitted into a living faith and so become living too. A cold heart in contact with the dead letter of the truth forms no real union. There must be a melting heart. When hope has thus been united to Faith, it will bear any strain.

But self-sacrificing Christian Love is also the *product of Christian Faith*. Hope leans on Faith and Love on Hope. Love, the beauteous topstone on the house of God, could not maintain its place aloft if Faith, resting directly on the rock, were not securely laid beneath. Love, among the Christian virtues is, as poets have described,—Gabriel among Arch-angels, a Seraph loftier than all the seraph train. But its elevation and its beauty are due to their graces of the spirit which are piled course over course upon Faith. He who trusts in Christ walks by faith; and he who walks by faith will hope; and he who hopes will love; and he who loves will work; and he who works will win.

The pre-eminence of LOVE

Our text asserts that "the greatest of these is Love." That love is pre-eminent, by which the apostle means that there are some aspects of it which indicate its possession of a higher degree of moral excellence than either faith or hope.

One of these views is that Love is the end which Faith and Hope are the means of producing. Love is what might be called an *ultimate virtue*; the others are only subordinate ones. Faith and hope are not graces which terminate in themselves without being

calculated or designed to originate or support anything else, which is the case with love. Christian love then attains its eminence by being the ultimate virtue to which the other two refer. But, again, this eminence may be accounted for by the fact that Love is a *social grace*, while the others are exercised in reference to ourselves. We believe and we hope with immediate regard to our own happiness, but in the exercise of Love we regard the welfare and happiness of our fellow-men. Faith and Hope are channels by which we receive the stream. It is love that fills the channel or rather that conducts the waters to the places needing the supply.

By the first we are recipients of happiness but by the latter its distributors. By believing we rejoice, by loving we awaken the joy of others; by one we become the heirs of salvation, who are ministered to by angels, but by the other we become ministering angels in our turn. Thus you see that this is the only one of the three graces that reaches other men. "Thy faith has saved thee," but what can it do for thy brother? It does not reach him, it is a secret in your own breast. Its power is great but it is the power of a root, not a branch. It operates by sustaining and stimulating other graces. Faith worketh by Love. So Hope begins and ends in the heart of a disciple. These two departments of the kingdom lie within its loyal subjects. They send forth other missionaries but do not themselves go forth.

On the contrary, it is the *nature* of love to come out.

Unless it act and act on others it cannot exist. Love does not begin and end within the lover. These three exercises of a human spirit have objects which they grasp, each its own. Faith fastens on Christ—Hope on Heaven, but Love on humankind. It will not, —it cannot but affect the world.

In its actual contact with world and time, Love is the largest and greatest of the three. Love teaches the ignorant, clothes the naked, feeds the hungry. It reproves sin, withdraws temptation, leads back the wanderer to the path of righteousness. It alleviates sorrow, mitigates care, supplies want and reforms wickedness. The groans of creation are hushed and the tears of humanity are dried by this divine grace and the man whom it possesses becomes like that heavenly visitant in the world, of whom it is said: "He went about doing good."

The story would be too long to tell of Love's achievements even if we confined ourselves to a public sphere. What are all the numerous and diversified institutions in our own land, where homeless poverty has found a home and craving hunger a supply; forsaken infancy a protector; helpless age a refuge; penitence a comforter; virtue a defence? What are these but the triumph and glories of Love? What are those sublime combinations of human energies and influence which have been formed for the illumination, refor-

mation and salvation of the human race? What are Bible Societies, Missionary Societies and kindred associations but monuments of that Love "which seeketh not her own and is kind." What are the tears of commiseration which flow for human sorrows but the drops which fall from the eye of Love? What the joy that is excited by the sight of happiness, but the smiles of Love? What is it that makes the modern missionary willing to go into perpetual exile from the land of his fathers and his birth, to leave the land of Sabbaths and Bibles, to dwell in regions over which the demon of superstition has extended his horrible sway and beneath whose yoke nothing is to be seen but orgies in which lust and cruelty struggle for pre-eminence? Is it the constraining Love of Christ.

Another illustration of the pre-eminence of this heavenly grace is found in the distinction it enjoys, of *likeness to God*,—*God is Love*. Benevolence is his whole moral character. Not only is his nature one sum of infinite excellence but his conduct is one mighty impulse to that which is good. The divine disposition is an infinite propensity to delight in happiness as already existing or to produce it where it does not exist. And it is to this disposition of the divine mind to which, by Christian love, we are conformed, that benevolence of the Deity, which in its propensity to delight in happiness and to create it, makes him infinite in patience, to bear with millions of crimes which daily insult and provoke Him; infinite in mercy to pardon the most aggravated transgressions; infinite in kindness to provide for the wants and comforts of His creatures. The highest pre-eminence of Christian Love, the richest gem in its crown of honor is its resemblance to God. Resemblance to God is the highest glory of man. We should esteem it an honor to bear a faint impress of some of the more distinguished of the human race. It would be deemed a high compliment to have it said that our faith resembled that of a St. Paul or that our meekness was akin to that of St. John, but how much greater is the distinction to bear by love the *image of God*.

But again, Love claims this pre-eminence from the fact that it is *eternal* in its duration.

This is the grace that lives and sings
When Faith and Hope shall cease,
For this shall strike our joyful strings
In the sweet realms of bliss.

Faith and Hope are unspeakably precious to sinners but in their present form at least they are in their nature partial and temporary. It is true that on Faith and Hope grow all the love which constitutes the heaven of the Redeemed, but it is equally true that when Love is perfect the Faith and Hope which bore it will disappear. Love never dies. It stands alone thru all time, thru all eternity with an undiminishing memory. What we have once really loved we never

forget. The friendship of youth, the warm and generous confidence of true affection, the tender worship of a true heart are immutable. All other feelings write their memories upon glass with crayons. Time soon eradicates the inscription. Contact with life dims the lines so that one could scarcely tell that aught had ever been written there. Love writes upon crystal with a diamond and it lasts forever. Of all the heart's powers this alone is sovereign. Other things are like the feather that drops from the wing of the bird that flies above snare or shot, but this is the wing itself. This guides and sustains.

Being thus sovereign, God has crowned Love with immortality and assigned it this lofty pre-eminence and has charged memory to keep all its experiences unwasted, and memory, which is tenacious if nothing else, lets nothing slip of the experiences of true loving.

In the hour of death the believer closes the conflict with his spiritual enemies, enters a world where no foes shall ever exist and where, of course, he no longer needs either defensive nor aggressive weapons. Prayer will cease where there is no want to be supplied, no care to be alleviated, no sin to be forgiven, nor sorrow to be soothed. Watchfulness will no more be necessary where no enemy is to be found, no danger arises. The means of grace will all be useless where grace is swallowed up in glory. Submission will never be called for where there are no trials and even many of the properties of love itself will seem to be absorbed in its general principle. Many of its modifications and operations will cease amidst its eternal delight in perfect excellence and happiness for there can be no forgiveness of injuries where none will be inflicted; no long-suffering where there is no pain; no concealment of faults where none can be committed; no self-denial where there be nothing to try us. Nothing of Love will remain, nothing be exercised but a pure, unmixed delight in the presence and the glory of our heavenly Redeemer like whom we ourselves shall be, for we shall see Him as He is. * * * * *

Now abideth Faith, Hope, Love, these three: and the greatest of these is Love, for Love is the Seraph and Faith and Hope are but the wings by which it flies. Faith, by which we see the glories of the eternal sphere; Hope, by which we mount toward them; Love, by which we grasp and inherit them,—therefore the greatest of these is Love. Love amid the other graces in this world is like a *cathedral tower*, which begins on the earth and at first is surrounded by other parts of the structure. But at length, rising above buttressed wall and arch, parapet and pinnacle, it shoots, spire-like, many a foot right into the air, so high that the huge cross on its summit glows like a spark in the morning light and shines like a star in the evening sky when the rest of the mass is enveloped in darkness. So love here is surrounded by the other graces and divides the honors with them, but they will have felt the wrap of night and darkness when it will shine luminous against the sky of eternity.

As before mentioned, Love is like the *diamond*, pure white. Other graces shine like the precious stones of nature, each with its own hue of brilliance, the diamond,—uniting all colors in one beautiful and simple white,—Love, uniting all graces in the fulfilling of the law, the beauty of holiness, the image of God.

From all this it is not surprising that a Christian life should be estimated by the Christian Love which it reveals, nor that its growth should be measured by the growth of Love. It has been said “that Love is to be measured in its progressive stars by its restfulness, its undisturbed trust, its victory over every form of fear.” The state of perfect loving is incompatible with distrust. Distrust is the fatal enemy of Love. When the heart is first awakened to affection it is disturbed and agitated. It fluctuates with every shade of hope and fear, alternately. It rushes from one extreme of confidence to the opposite of doubt. But this is only while it is filling. The heart beginning to love is like the bay into which the tides are rushing. The waters come with violence. They stir up the sand and sediment. They dash and murmur on the edges of the shore. They whirl and chafe about the rocks and the whole bay is agitated with strife and counter-strife of swirling waters until they have nearly reached their height. Then, when greath depth is gained, when the shores are full, when no more room is found for the floods, the bay begins to tranquilize itself, to clear its surface and to efface every wrinkle, blowing out every bubble and hushing every ripple along its shore. It looks up with an open and tranquil face into the sky and reflects clearly the sun and moon that have drawn it thither. And so does the soul, while filling, whirl with disquiet and fret its edges with wrinkles, and eddies, but when it is filled with love it rests and looks calmly up and reflects the image of its God.

God is Love; His mercy brightens
All the path in which we rove
Bliss He wakes, and woe He lightens,
God is Wisdom, God is Love.

Editorielle Aeußerungen

Die Mitarbeit der Kirche am Reich Gottes auf Erden.

In einem bemerkenswerten Artikel in „Lehre und Wehre“ spricht sich „G.“ (wahrscheinlich Professor Gräbner vom Missouriischen Seminar in St. Louis) über die Verweltlichung der Kirche aus. Dieselbe beruhe auf einem Vermischen des Gegensatzes zwischen Kirche und Welt. Dem Mittelalter seien Kirche und Welt überhaupt keine Gegensätze gewesen, denn die Kirche herrschte ja über das ganze Gebiet der Welt, und jedes Glied der Welt war zu gleicher Zeit Glied der Kirche, oder wurde von ihr als solches beansprucht. Der gewöhnliche Geistliche sogar wurde Weltpriester genannt. Wollte einer aber die Welt verlassen und sich so zum Ideal des Christenstandes aufschwingen, so mußte er Mönch werden.

Die Reformation stellte den biblischen Begriff und Gegensatz von Kirche und Welt wieder her. Die Kirche sind die Gläubigen, die Welt sind die Ungläubigen. Die Welt meiden und lassen heißt sich vom Weltwesen und -sinn frei machen. Den Sinn für diesen Gegensatz hat nun die moderne Kirche nach G. verloren, das heißt die reformierte Kirche. Die lutherische Kirche nimmt er aus. Da jedoch auch viele lutherische Kirchen von dem Weltgeist durchseucht sind, so wird wohl schließlich nach des Professors Meinung nur noch die Missouri-Synode und ihr verwandte Körperschaften übrig bleiben als Vertreter des apostolischen und reformatorischen Standpunktes. Doch indem wir auf diese uns ja bekannten absonderlichen Ansprüche des Altertums nicht weiter eingehen, fragen wir: Wie steht es nun weiter nach G. mit dem Weltgeist in der Kirche?

Evolution, moderne Kritik und Ritschl haben in ihr grobe Verwüstung angerichtet. Die Glaubensbekenntnisse werden über Bord geworfen, die Autorität der Schrift geleugnet, das Evangelium von Christo seines Wesens entkleidet. Gott ist der Vater aller Menschen, sie sind alle seine Kinder, ob sie in der Kirche oder in der Welt stehen, ob sie an Dogmen glauben oder nicht glauben. Das Motto früherer Zeiten war: Save! Das Schlagwort unserer Zeit ist: Serve! Christ sein heißt christlich handeln, nicht an gewisse Lehrsätze glauben. Sozialer Dienst ist die Seele des praktischen Christentums. Ein solches Christentum ist populär, die Schmach Christi hat aufgehört. Nur Missouri und Genossen protestieren dagegen, indem sie nicht mitmachen und sich getrennt halten und tragen so wenigstens an ihrem Teil das Kreuz Christi.

Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Professor G. hier gegen Windmühlenflügel kämpft. Was er hervorhebt, ist allerdings eine gar

große und tatsächliche Gefahr. Die Dogmen des Christentums sind vielen außerhalb der Kirche ein greulicher Stein des Anstoßes und vielen in der Kirche eine altmodische Einrichtung, die sie gern los würden, wenn sie dürften. Ganz besonders findet sich diese Feindschaft gegen Glaubenssätze bei denen, die zu den Stimmführern des Sozialismus gehören. Der Evolutionismus widerstrebt dem bibelgläubigen Sinn, und der Weltgeist flutet mit vollem Strom durch die Kirche. Aber soll die Kirche um dessentwillen das ganze moderne Bemühen, die Weltverhältnisse mit christlichem Geist zu erfüllen, ändern Faktoren überlassen, soll sie bloß predigen und einzelne aus der Masse des Verderbens erretten? Wenn wir bitten: Dein Reich komme! Denken wir dann bloß an den jüngsten Tag, oder auch an ein Kommen des Reiches Christi in dieser Zeit? Wenn wir glauben, daß in all diesen Bewegungen für die Besserung der äußeren Verhältnisse zumal der weniger begünstigten Klassen sich die Sauerteigskraft des Christentums bewährt, soll dann die Kirche nichts tun, um diesen Prozeß der Christianisierung zu befördern? Wenn die Kirche sich darauf beschränkte, den rechtfertigenden Glauben zu predigen und die Vertretung der sozialen Forderungen vielleicht ungläubigen Führern überließe, wer würde dann in einer Generation noch theologische Seminarien und Pflanzstätten der Orthodorie bauen und unterstützen?

Nein, die Kirche muß schon um ihrer selbst willen sich dieser mächtigen Bewegung annehmen. Sie hat noch nie vorher sich solch elementarer Entwicklungen erwehren können, und kann es heute nicht. Trotzdem sie voll und ganz sich auf die Seite derer stellt, die für soziale Umgestaltung in christlichem Geiste arbeiten, kann sie auch mit ganzer Kraft und unbeugsamer Entschiedenheit für die ewige Wahrheit des Evangeliums eintreten, für die Erlösung durch Christum allein, für Kreuz und Auferstehung, für Wiedergeburt und Befehrung, für wahrhaft geistliches Leben und gegen die Anbetung des Materiellen oder das bloße Sichausleben der natürlichen Triebe. Die Aufgabe ist schwer, und wir sind fast volle Neulinge darin, aber sie muß getan werden und wird segensreich sein.

Die Frage der kirchlichen Finanzen.

Die Aufgabe, für die Bedürfnisse der Kirche und des Reiches Gottes die nötigen Geldmittel flüssig zu machen, ist keine leicht zu lösende. Im bürgerlichen Leben geschieht das auf dem Wege des Gesetzes, der Besteuerung. Im Alten Testament wurde in ähnlicher Weise gesetzmäßig der Zehnte eingezogen. Die Kirche des Neuen Bundes aber ist in und auf Freiheit berufen. Wir können uns auf keine bestimmten Vorschriften in dieser Beziehung berufen, die wir den Gemeinden als Christi Gesetz auferlegen könnten. Gäbe es solche, so würde das unser Problem anscheinend bedeutend erleichtern, aber es würde uns zu gleicher Zeit auf die Stufe des gesetzlichen Lebens zurück ziehen. Selbst die bekannte Mahnung des Paulus, 1. Kor. 16, 2, bezüglich der sonntäglichen

Sammlungen, ist ja nur ein beiläufiger Rat und bezieht sich auf eine außergewöhnliche Kollekte, nicht die Bedürfnisse für den eigenen Haushalt. Hier in unserm Lande hat diese Stelle hervorragende Bedeutung erhalten, man druckt sie als „Leitmotiv“ auf die Sammelkuberte. In der deutschen Kirche war sie von jeher wenig beachtet worden, zumal es in Luthers Uebersetzung unglücklicherweise heißt: Ein jeglicher sammle „was ihm gut dünkt“ (statt des englischen „as the Lord hath prospered him“). Man kann sich denken, was die Wirkung gewesen sein würde, wenn die Apostelstelle im Deutschen gleiche Betonung gefunden hätte wie im englischen Lager, und so offiziell ein jeder ermahnt worden wäre, zu geben, „was ihm gut dünkte.“

Nein, mit Gesetz und mit besonderen Kraftstellen ist nicht viel zu machen, aber wohl mit den starken Motiven des praktischen Christentums, des in der Liebe tätigen Glaubens, der Dankbarkeit als des Triebes des neuen Lebens und des getreuen Haushaltens über anvertrautes Gut. Der Fortschritt in dieser Beziehung ist bei uns im ganzen recht langsam gewesen. Schon vor 20 Jahren wurde die Misere des alten Systems stark empfunden, aber es hieß: Ihr könnt die Leute nicht zwingen. Das schien ein starkes Argument zu sein, obwohl doch von Zwang nie die Rede war, sondern höchstens von dem Druck, den ein geschärftes Gewissen und eine geklärte Erkenntnis ausübt. Es fehlte uns an Mut und auch an zielbewußtem Handeln. Man konnte die neue Methode nicht alsbald den Gemeinden aufzwingen, es war Erziehungsarbeit nötig. Man kann nicht sagen, daß diese Erziehungsarbeit systematisch, beharrlich, Jahr ein und aus betrieben wurde, vielmehr nur hier und da, dann und wann, je nachdem eben besondere Persönlichkeiten an verschiedenen Orten Anregung gaben.

Hätte vor 10 Jahren die Synode in dieser Sache die Propaganda gemacht, die wir heute angefangen haben, so wären wir jetzt ein gut Stück weiter. Das einzige was geschah, war, daß von besonderen Behörden bei besonderen Anlässen, wie Neubauten, Jubiläen, Schulden-tilgungsversuchen längere Kampagnen geführt wurden. Das Neue, das wir heute wahrnehmen, ist dies, daß das ganze Finanzwesen als solches einer Reformation unterzogen werden soll. In diesem Sinn ist insonderheit der Schatzmeister der Synode tätig gewesen. Das war ein Schritt in der rechten Richtung und ist aufs freudigste zu begrüßen. Die Blätter der Synode sind der naturgemäße Weg, um solche Bewegungen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, die Kanäle, durch welche sich der Strom neuen Lebens und Strebens in die weiten Gefilde der Gesamtsynode ergießen.

Was in Bezug auf Erhöhung der finanziellen Leistungskraft der Kirche getan werden kann, das hat erst der Krieg so recht offenbart. Die ungeheuren Summen, die für zerstörende Zwecke ausgegeben werden, haben der Kirche die klägliche Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Aufbringungen in ein beschämendes Licht gestellt. Die „Church of Christ“ sammelt in diesen Jahren fünf Millionen für die Mission, ein

einzelnes Glied hat für seinen Teil die sechste Million versprochen. Die Methodistenkirche hat beschlossen, in den nächsten 5 Jahren 40 Millionen für Mission aufzubringen! Die Episkopal- und die Methodistenkirche sammeln noch außerdem viele Millionen für „Ministerial Relief Funds.“ Bei solchen Zahlen steht einem fast der Verstand still.

Soll auch bei uns etwas unsern Kreisen Entsprechendes erreicht werden, so muß neben der fortzuführenden Aufklärungsarbeit der offiziellen Organe die systematische, von warmem Herzen und aufgewecktem Gewissen getragene Arbeit des Pastors einsetzen. Weiß er, was er will und soll auf diesem Gebiet, fehlt es ihm bei dem rechten Geist nicht an der rechten Methode und planmäßigem Vorgehen, so wird sein Erfolg seine besten Erwartungen weit überholen.

Kirchliche Rundschau.

Das soziale Evangelium.

Prof. Walter Rauschenbusch.

Durch den großen Krieg sind alle wichtigen Fragen, auch unsere sozialen, in den Hintergrund gedrängt worden. Dabei ist aber immerhin der Krieg selbst eine soziale Frage von der allergrößten Tragweite und Bedeutung. Alle solche, die mit ihrem Christentum durch diese Katastrophe nicht in den Graben geraten sind, verlangen eine Christianisierung der internationalen Beziehungen. Die Forderung einer Abrüstung und eines dauernden Friedens, der Schutz der kleineren Nationen den imperialistischen und kolonisierenden Mächten gegenüber, die Freiheit der Meere und der Handelsstraßen, die schiedsgerichtliche Beilegung von Beschwerden, diese alle sind die Forderung einer sozialen Gerechtigkeit und Brüderlichkeit im größten Maßstabe. Ehe der Krieg ausbrach, hatte das soziale Evangelium es mit den sozialen Klassen zu tun; heute befaßt sich dasselbe mit internationalen Begriffen. Die Ursache des Krieges war im letzten Grunde die gleiche Sucht nach leicht erworbenem Gewinn, welche die internationalen sozialen Mißstände herbeiführte, unter denen die Nationen schon immer gelitten haben. Das soziale Problem und das des Krieges sind im Grunde genommen ein Problem, und das soziale Evangelium befaßt sich mit beiden. Nach dem Kriege wird dieses mit erneuerter Wucht und besserem Verständnis die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Das soziale Evangelium ist die alte Botschaft des Heils, jedoch erweitert und vertieft. Das individualistische Evangelium hat uns gelehrt, die Sündhaftigkeit eines jeden einzelnen menschlichen Herzens zu erkennen, und hat in uns den Glauben geweckt, daß Gott bereit ist, jede Seele, die zu ihm kommt, zu retten. Es hat uns aber nicht in genügender Weise mit der Sündhaftigkeit unserer sozialen Einrichtungen und deren Verbindung mit den Sünden der einzelnen bekannt gemacht. Es hat nicht in uns den Glauben erzeugt, daß Gott die Absicht und die Macht hat, die permanenten Institutionen der menschlichen Gesellschaft von ihrer ererbten Schuld der Un-

terdrückung und Erpressung frei zu machen. Unter der Lehre des individualistischen Evangeliums sind beides, unser Sündenbewußtsein sowie unser Glaube an das Heil, ungenügend geblieben. Das soziale Evangelium sucht die Menschen für ihre gemeinschaftlichen Sünden zur Buße zu führen und ein mehr empfindliches und modernes Gewissen zustande zu bringen. Es fordert von uns den Glauben an das Heil der Nationen, welchen die alten Propheten schon hatten. (A Theology for the Social Gospel.)

Die Vereinigte Luthertische Kirche und ihr Verhältnis zu Iowa und Ohio.

Daß das Generalkonzil beschlossen, sich mit der Generalsynode und Vereinigten Synode des Südens zu einem Körper zu vereinigen, ist männiglich bekannt. Iowa und Ohio, die man auch gern in der Verbindung gesehen, sind aber abgerückt, und zwar nach rechts. Das ist den Pastoren im Konzil, die in Iowa besonders ein Gegengewicht gegen die laxen Methoden der Generalsynode in der Logenfrage zu finden hofften, eine schwere Enttäuschung. Der hier folgende Artikel von G. C. Verfeimeier, dem Redakteur des „D. Lutheraners“, spricht das offen aus. Er läßt die Situation so klar erkennen, daß wir ihn unverkürzt abdrucken.

Es hat sich in der jüngst vergangenen Zeit vieles und großes ereignet in der äußeren Entwicklungsgeschichte unserer lutherischen Kirche. Viele von uns haben dem schnellen Gang kaum folgen können und stehen mehr oder weniger verwirrt und verlegen dem rapiden Prozeß gegenüber. Beim näheren Nachdenken wird uns dies eine zunäcst klar: Was sich lange im Stillen vorbereitet, kommt zuletzt oft zur schnellen Ausgestaltung und Erfüllung. Es scheint „gemacht“ zu sein, und doch ist es „geworden“ — d. h. aus den Wurzeln der Vergangenheit heraus gewachsen. Wer darum die Gegenwart verstehen will, muß zuvor ein richtiges Verständnis für die Vergangenheit haben. Wir wenden dies an auf die Beschlüsse des Generalkonzils bei seiner letzten Versammlung inbezug auf die Vereinigung mit der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens. So überraschend und unglaublich dies für viele gekommen, es war schließlich doch nur eine konsequente und logische Folge des inneren Entwicklungsganges der Geschichte. Es mußte so kommen; und merkwürdiger Weise, gerade die, die am lautesten und heftigsten diesen Schritt verurteilen, die Ohio- und Iowa-Synode, sind die eigentlichen Faktoren, die ihn herbeigeführt haben. Wir fühlen uns gedrungen, eine offene Erklärung hierüber abzugeben.

Die Worte, die unser teurer Freund, Prof. Dr. Neu, als Vertreter der ehrwürdigen Iowa-Synode bei der letzten Versammlung des Konzils gesprochen, die inhaltsschweren und historisch bedeutsamen Worte: „Es trennen sich jetzt die Wege von Iowa und vom General-Konzil,“ sie klingen immer noch wehmützwoll nach durch unser Herz und Gemüt. Während bei dieser denkwürdigen Jubel-Versammlung (das goldene Jubiläum des Konzils und das 400jährige der Reformation) die Losung: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!“ alles beherrschte und alle elektrifizierte, war die Erklärung Iowas der einzige Mißton, der laut wurde; aber dieser eine Mißton klang wie ein Trauergeläute in den Hochzeitsjubel hinein. Er hat zum großen Teil unsere Freude gedämpft. Zwar hat man uns zu trösten gesucht mit dem Hinweis auf die bevorstehende Vereinigung mit den an-

dern größten Kirchenkörpern, die beide Hände entgegen strecken zum Bruderbunde — aber wir sind nun einmal so veranlagt, daß wir das Alte nicht leichtens Herzens austauschen für das Neue — besonders wenn es sich um Brüderschaft und Freundschaft handelt. Ein Kamerad, an dessen Seite man fünfzig Jahre lang desselben Weges, wenn auch nicht immer „im gleichen Schritt und Tritt“ gewandert, ist einem ans Herz gewachsen. Fällt er am Wege, dann ist es „ein Stück von mir,“ und man nimmt von ihm Abschied mit dem Nachruf: „Bleib du im ewigen Leben, mein guter Kamerad!“ Ganz anders aber ist es und unendlich schmerzvoller, wenn ein alter Weggenosse, ein Bruder, ein Freund uns freiwillig verläßt, sich von uns losreißt und trennt, äußerlich und, wer weiß, vielleicht auch innerlich — das schneidet ins Herz, denn da muß man sich sagen: Nicht Tod ist Trennung, aber Trennung ist Tod — und solcher Tod ist der Sünde Sold!

Wir fragen: Wer ist Schuld an solcher Trennung? Wenden wir zurück auf den Weg, den wir bisher gewandert und auf das Benehmen auf dem Wege. Es ist wahr, wir sind miteinander eine Straße bisher gewandert, aber eigentlich nicht miteinander, wie es Brüdern geziemt, sondern nebeneinander oder hintereinander her. In fünfzig Jahren haben wir es nicht fertig gebracht, einander als gute Kameraden die Hand zu reichen, und Hand in Hand und Herz an Herz miteinander zu ziehen. Zwar hat das Konzil solch Bündnis erwünscht, hat darauf gehofft, hat darnach gestrebt; es hat in den vielen, vielen Jahren jede Gelegenheit benützt, um seine Vorliebe für Jowa zum Ausdruck zu bringen und jedes Mittel, um eine Vereinigung herbei zu führen. Jowa hat unendlich viel Liebe und zarte Rücksichtnahme vom Konzil erfahren. Wir verweisen nur auf eins: Es wird oft gefragt, warum das General-Konzil der lutherischen Kirche in N.-A. keine deutschen Gemeinden aufzuweisen hat gerade auf dem fruchtbarsten Gebiete der Missionsarbeit in den Mittelstaaten und im Westen. Die Antwort ist die: Aus Rücksicht gegen die auf diesem Gebiete arbeitenden, vorwiegend deutschen Brüder der Jowa-Synode wollten wir in keine Konkurrenz eintreten und haben darum in großmütiger Weise dies ungeheure Feld Jowa überlassen. Jowa hat für alle solche Rücksichtnahmen mit schönen Lebensarten quittiert, hat wohl auch dann und wann die Hoffnung ausgesprochen, daß wir uns später noch einmal zusammenfinden würden; aber jedesmal wenn wir Ernst machen und die Hand zum Bunde ausstrecken wollten, ist Jowa vorsichtig ausgewichen, hat sich spröde gestellt und die Entschuldigung gegeben: „Jetzt noch nicht, wir können ja miteinander plaudern und verkehren, aber im übrigen wollen wir nicht allzu intim werden“ — und so ist nichts daraus geworden. Daß bei solcher Gesinnung die Wege sich schließlich trennen mußten, das konnte man voraussehen: der eine Teil mußte es zuletzt müde werden, seine Anträge immer und immer wieder zurückweisen zu lassen, und dem andern Teil mußte solche „Aufdringlichkeit“ nachgerade lästig werden. Und so ist es gekommen. Wir fragen uns, was war der Beweggrund bei beiden für ihr so verschiedentliches Verhalten?

Wir vom General-Konzil strebten nach einer Vereinigung mit den Jowa-Brüdern zunächst darum, weil offenbar Gott, der Herr, uns aufeinander gewiesen hatte. Er hat die beiden von Anfang zu Weggenossen gemacht. Man denke nur an das innig freundschaftliche Verhältnis zwischen den Gründern des Konzils und den Vätern der Jowa-Synode. Das war ein aufrichtiger Herzensbund, der zur logischen Folge hätte haben sollen,

daß man sich zur Vereinigung die Hand gereicht, zumal da beide im treu lutherischen Bekenntnis, sowie im ökumenischen Geiste, daneben auch in ihrer ablehnenden Stellung den Parteien gegenüber zur Rechten und zur Linken, eins waren. Wir vom General-Konzil (und besonders der deutsche Teil) wünschten und ersehnten ein Bündnis mit Iowa, um das konservative Element unter uns zu stärken. Wir dachten nicht nur an Iowa, sondern auch an Ohio, denn auch mit Ohio fühlten wir uns innerlich verwandt sowohl im Bekenntnis, wie auch im ökumenischen Geiste (d. h. mit Ohio im großen und ganzen, wenn auch einzelne ihre stark missourischen Idiosynkrasien niemals haben verleugnen können.) Nach unserer tiefgewurzelten Ueberzeugung wäre dies ein logischer, konsequenter und Gott wohlgefälliger Bund gewesen und ein unaussprechlicher Segen für die weitere Entwicklung unserer lutherischen Kirche hierzulande. Alle drei sind im wesentlichen eins und hätten mit ihren mancherlei diversen Gaben einander lieblich ergänzen können. Das wäre ein wahrhaft idealer „Merger“ gewesen, von dem man hätte sagen können: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ Es ist nichts daraus geworden. Wer trägt die Verantwortung?

Hören wir, was Iowa darüber zu sagen hat. Wir hören die Stimme von Dr. Richter, dem ehrwürdigen langjährigen Präses der Synode, und zwar ein Präses, der es versteht, zu präsidieren: „In euerm Bekenntnisstandpunkt,“ so lautet die Antwort, „haben wir nichts einzutenden, der ist in völliger Harmonie mit dem unsrigen; allein ihr seid lax in der Praxis und laßt es hierin an der rechten Konsequenz fehlen.“ Er mag recht haben. Er hat recht. Aber bei andern die Praxis zu rügen, ist ein heißes Ding. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Schließlich sind wir allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Wir müssen da an die zwei Familienväter denken, die beide gerade nicht die besten Kinder hatten. Sie kamen ins Gespräch über ihre Kinder, und der eine sagte zum andern: „Du, wenn du schweigen willst über meine Kinder, dann will ich schweigen über die deinen — und wir bleiben Freunde!“ Uebrigens sollten wir als gute Lutheraner das „satis est“ unsers Bekenntnisses nicht vergessen, und uns vor donatistischen Verirrungen hüten. Anstatt nach dieser Seite die Rolle eines gestrengen Richters zu spielen, wäre es nicht besser gewesen, fragen wir, wenn wir uns gegenseitig geholfen hätten, um mit vereinten Kräften die Inkonssequenzen im Leben und in der Praxis zu bekämpfen? Und das ist es, was der konservative deutsche Teil im General-Konzil von Iowa erhofft und erwartet hatte, und gerade darin sind wir bitter enttäuscht worden! Als letzter Grund wird der bevorstehende „Merger“ mit der General-Synode genannt. Das kann als kein Grund für die Trennung in den vergangenen fünfzig Jahren angeführt werden. Das ist kein Grund, sondern eine Folge.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Wir fürchten, Iowa ist stark beeinflusst worden. Aus dem einen oder andern Grund hat die ehrwürdige Allgemeine Synode von Ohio gekliffentlich und konsequent je und je darauf hingearbeitet, Iowa und das General-Konzil voneinander getrennt zu halten. Die Beweggründe dafür sind uns immer ein Rätsel gewesen, sowie überhaupt, Ohio uns manches unlösliche Rätsel aufgibt.

Wir alle kennen das Verhältnis von der Allgemeinen Synode von Ohio

und Missouri. Die beiden stehen einander konfessionell diametral entgegen. Sie haben sich seit vielen Jahrzehnten in der heftigsten Weise bekämpft, zwar so sehr, daß es wohl kein klassischeres Beispiel von der "rabies theologorum" gegeben. Gerade erbaulich ist dies Schauspiel nicht gewesen; aber wir haben uns immer einzureden gesucht: Die lieben Brüder eifern (wenn auch manchesmal mit Unverstand) — aber sie eifern doch für die Wahrheit und für Gottes Ehre. Wie sind wir da ernüchtert worden, als wir jüngst folgende Manifestation von Präses C. C. Hein, veröffentlicht im offiziellen Organ der Ohio-Synode, lasen, und die wir im Auszug hier mitteilen. Man lese und staune:

„Dieser Streit (zwischen Missouri und Ohio) — warum? um Dinge, die zur starken, ja zur allerstärksten Speise gehören; um Dinge, zu deren Verstandnis ein gereiftes Urteil, ja eine theologische Bildung gehört; um Dinge, die der gewöhnliche Christenmensch nicht versteht; ist's doch Tatsache, daß es in beiden Synoden Pastoren und Lehrer gibt, die sie nicht verstehen; um Dinge, die den gewöhnlichen Mann, wenn man sie ihm erklären will, zumal wenn er den Gegner noch hört, gar leicht in Verwirrung, in schwere Anfechtungen und in Zweifel führen können, die ihm an seiner Seele schaden; zum Teil um Lehren, die der Gegner nicht mit ausdrücklichen Worten lehrt, die man erst aus seiner Lehre als angebliche logische Konsequenzen zieht, wogegen der Gegner aber aufs heftigste protestiert, und die er nicht gezogen haben noch als seine Lehre anerkennen will; ja um Dinge, die mehr oder weniger auf dem Gebiet der Spekulation liegen und eigentlich theologische Probleme und keine Schriftlehren mehr sind. Kann man nicht den ernstlichen Versuch machen, daß diesem unseligen Bruderkrieg im lutherischen Lager ein Ende gemacht werde? Sollte eine Einigung auf dem Grunde der Wahrheit zwischen uns und der Synodalkonferenz wirklich nicht möglich sein? Wenn wir das Unsere nicht dazu tun, können wir es verantworten vor Gott?“

Man könnte sich freuen, man könnte jubeln über den in diesen Worten sich offenbarenden Geist, allein es kommen uns allerlei Bedenken und Fragen, die uns mit Zweifeln erfüllen und stutzig machen. Wir fragen: Wie ist diese plötzliche Sinnesänderung zu erklären? Wenn schließlich kein Grund zur Trennung und zum gegenseitigen Bekämpfen vorhanden ist, warum die lange Trennung und der jahrzehntelange bittere Kampf? Wozu die ungezählten Streitschriften, Philippikas, Anathemas? War es denn schließlich doch nur ein donquichotischer Kampf gegen Windmühlen? ein Kampf der unlauteren Verdrehung und Verdächtigung, der so viele Feindschaften verursacht, so viele Herzen getrennt, so viel Staub aufgewirbelt und — so viel Aergernis verursacht? Mein Gott, wenn dem so ist, dann verdienen viele, die das Haupt sehr hoch tragen, den Mühlstein um den Hals! Oder hat diese Sinnesänderung plötzlich stattgefunden aus kirchenpolitischen Interessen? Hat die bevorstehende Vereinigung der drei großen Kirchenkörper (des General-Konzils, der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens) etwas damit zu tun, daß man dieser Vereinigung eine andere, noch größere gegenüber stellen will und nach dem Grundsatz: „Die Politik macht furiose Bettgenossen,“ nun auf einmal den traditionellen Feind als tatsächlichen Freund erkennen lernt und gerührt ihm um den Hals fällt? Das sind Fragen, die sich einfach nicht unterdrücken lassen.

Aber Präses Hein geht in seinen prophetischen Antizipationen noch weiter. Nach dem Grundsatz: „Mein Vaterland muß größer sein!“ spricht er von den Norwegern und in ganz besonders liebenswürdiger und herzgewinnender Weise von Iowa.

„Es finden sich unter den lutherischen Synoden unsers Landes auch noch andere, die unabhängig stehen und die mit unserer Ohio-Synode in Lehre und Praxis eins sind; vor allem die Iowa-Synode, die von uns bereits als rechtgläubig anerkannt und deren bisherigen Stellung zum Konzil die Pflege der Kirchengemeinschaft verhindert hat. Zu unserer Freude heißt das offizielle Organ der Iowa-Synode die geplante Verbindung der General-Synode, des Konzils und der Vereinigten Synode des Südens auf Grund der entworfenen Konstitution nicht gut, was ja einschließt, daß es von einem Beitritt zu der sogenannten „United Lutheran Church“ nichts wissen will. Ist es da nicht an der Zeit, daß unsere Synode sich allen Ernstes bemüht, mit der Iowa-Synode nicht in organische Verbindung, aber in nähere Fühlung zu treten und die Einigkeit im Geiste zu pflegen, und zwar um uns gegenseitig in Lehre und Praxis zu stärken, bis der Herr uns vielleicht zeigt, wie und wo beide Synoden ihre Gaben und Kräfte zu gemeinsamer Arbeit in seinem Reiche vereinigen können?“

Und was sagt Iowa dazu? Präses Richter teilt im „Kirchenblatt“, dem offiziellen Organ der Synode, die ganze Erklärung von Präses Hein mit, auch den Teil von der zukünftigen Stellung zu Missouri, und spricht sich dann darüber wie folgt aus:

„Diese Erklärungen und Aussagen aus dem Kreise der Ohio-Synode werden die Leser des „Kirchenblattes“ freuen, wie wir uns darüber freuen. Wir sind jedenfalls bereit, offizielle Erklärungen der Ohio-Synode entgegen zu nehmen und, wenn so gewünscht, mit Vertretern der Ohio-Synode zusammen zu kommen. Das wäre ein schönes Geschenk für unsere lutherische Kirche.“

Es eröffnet sich also vor unsern erstaunten Augen folgendes zukünftige Panorama: „Ohio (oder ein Teil von Ohio) macht kehrt und lenkt nun seine Schritte zurück zu Missouri, und erfüllt sich hier wieder das alte Philosophenwort: „Alles kehrt zu seinem Ursprung zurück.“ Iowa schließt sich Ohio an und (o Wunder der Geschichte!) wandert mit Ohio schließlich nach Missouri, wenigstens ein Teil von Iowa, so wie ein Teil von Ohio. Wer hätte das gedacht? Wer hätte solches denken können?

Iowa hat in vergangenen Jahren eigene Erfahrungen mit Ohio gemacht; aber es braucht nur eine gefällige Geste zu machen und flugs erklärt Präses Richter: „Gewiß — wir sind zu allem bereit. Dagegen den alten, aufrichtigen und bewährten Freund fertigt man mit dem Bescheid ab: „Unsere Wege trennen sich!“

Wir sind alt und grau geworden im Dienste unserer teuern Kirche; aber offen gestanden: Nichts hat uns jemals so betrübt, so geschmerzt, so niedergeschlagen, als wie das Wort, das wir beim letzten General-Konzil hören mußten: „Die Wege Iowas und des Konzils trennen sich!“ Wir hätten bitterlich weinen mögen. Man gestatte uns noch ein persönliches Wort, denn es machen sich bei uns sehr starke persönliche Affekte geltend. Wir hatten den Bund mit Iowa nicht nur erstrebt und erschofft, sondern schon seit vielen Jahren antizipiert — wir waren mit unserm ganzen Herzen drinnen. Wer uns kennt, kennt auch unsere Liebe für Iowa, galten wir

doch von jeher als „der Jowaer im General-Konzil.“ Wie oft sind wir den weiten Weg gereist zur Jowa-Synodalversammlung als Delegat des Konzils. Unsere teuersten Freunde, zum Teil frühere Studiengenossen von Neuendettelsau, sind Jowaer, und der langjährige, verdienstvolle Sekretär der Jowa-Synode weist augenblicklich bei uns als teurer Gast. Wir schreiben diesen „Abschiedsbrief“ mit betrübtem Herzen. Sollten wir in dem einen oder andern Stück ungerecht geurteilt haben, dann verzeihe man es uns. — Wir geben die Versicherung, daß uns beim Schreiben kein anderes Motiv geleitet hat, als das der Liebe — wenn auch der gekränkten, der getäuschten Liebe.

Nach dem obigen wissen wir jetzt, wie Präses Hein von der Ohio-, und Präses Richter von der Jowa-Synode stehen. Wir fragen nun: Ist das zugleich auch der Standpunkt und die Gesinnung der beiden Synoden? Möglich ist es, und doch für uns unglaublich. Ist dem aber wirklich so, dann gehen freilich unsere Wege äußerlich und innerlich auseinander. Wir vom General-Konzil hören augenblicklich den mazedonischen Ruf von dem konservativen Teil der General-Synode: „Kommt herüber und helft uns!“ Eine Konstitution als Basis einer eventuellen Vereinigung ist entworfen, die in konfessioneller Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, und auch das Versprechen wird gegeben, daß es an der Konsequenz in der Ausführung nicht fehlen soll. Würden wir nun vereinigt (General-Konzil, Jowa und Ohio) diesem Bund beitreten, dann hätten wir das Heft in Händen und könnten auch in der Praxis unsere Prinzipien durchsetzen, und, traum, die Logenmänner könnten ihre Koffer packen. Welch ein Segen wäre das für die Kirche, und welch eine praktische Demonstration von dem Gleichnis vom „Salz“ und vom „Sauerteig.“ Wenn der Apostel sagt: „Die Liebe glaubt alles, hofft alles, duldet alles — die Liebe höret nimmer auf,“ so können wir auch jetzt, trotz allem, nicht anders, als immer noch an der Hoffnung festhalten, daß schließlich unsere Wege sich nicht gänzlich trennen werden, sondern daß der Herr der Kirche ein Wunder wirken wird, daß die beisammen bleiben, die er von jeher aufeinander angewiesen hat. Es mag dies bei gegenwärtiger Konstellation töricht erscheinen; aber „die Liebe duldet alles“ — auch daß sie als Torheit verspottet wird.

Fewer Books in 1917.

Book production in the United States for the year 1917, according to returns just completed, reached a total of 10,060 titles, a falling off of 385 from the count of 1916 says the *New York World*. The absolutely new books of the year were 8,849, as against 9,160 for the year before. American authors, who furnished 8,430 of the books of 1916, contributed but 8,107 to the lists for 1917. Imported books fell from 1,684 to 1,324 in the two year period of comparison; American prints of foreign works rose from 367 to 629, this increase being accounted for by the natural boom in war books.

In fiction, the American output fell from 932 in 1916 to 922 for last year, and native novelists offered 632 new titles in the later 12 months as against 703 in the earlier.

Effects of the war can be traced in many directions in the analysis of the public lists furnished by the *Publishers' Weekly*. They are shown

strikingly in an increase from 1916 to 244 books devoted to military and naval science. Great Britain produced in 1917 a book total of 8,131 volumes, against 9,149 in 1916. The issue of 782 pamphlets last year suggests a widespread tendency to express the British mind in print.

Coming to the completed table of best sellers for 1917, we find *Mr. Britling Sees it Thru* leading steadily for six months, altho then in its second year of issue, and falling below the first six places only in September. *The Dwelling Place of Light* leaped to first place in its second month, November, but fell to second place in December, the public detecting quickly, it appears, that lapse from Winston Churchill's earlier standards in matter and manner to which the *World's* reviewer had called immediate attention. Mr. Bacheller's *The Light in the Clearing* and W. J. Locke's *The Red Planet* took second and third sales honors for the year.

Biography suffered heavily in 1917 in competition with a steady making of world history, but the *Recollections* of Viscount Morley came to fill an important and permanent place.

Amerikas Fischreichtum.

Nach amtlicher Schätzung enthalten die Meeres- und die Land-Gewässer der Ver. Staaten 19,000 verschiedene Gattungen Fische, und manche derselben in ungeheuern Mengen und noch lange nicht im entsprechenden Verhältnis ausgenutzt. So weit die Spekulation eine glänzende Gelegenheit ersieht, einen großen Schnitt zu machen, fehlt es allerdings an solcher Ausbeutung nicht; aber es gibt noch andere Gattungen für den Verkehr recht dankbarer Fische, an welche das amerikanische Publikum erst gehörig gewöhnt werden muß.

Der Gesamtwert der Fische, welche vom Menschen in einem Jahre gefangen werden, wird auf knapp 500 Millionen Dollars angegeben, eine Ziffer, die ohne Zweifel noch bedeutend höher sein könnte, unter irgendwie normalen Verhältnissen wenigstens. Von diesem Betrag liefert der amerikanische Fischfang mindestens ein Fünftel. Was die Nahrung aus dem Meere betrifft, so produzieren die Ver. Staaten heute größere Mengen solcher, als jedes andere Land, besonders seit auch noch die zum Teil recht wichtigen Gewässer ihrer kolonialen Besitzungen hinzugekommen sind. Manche Sachverständige versichern, daß die Amerikaner die Gewinnung von Nahrungsmitteln aus der See ohne besondere Schwierigkeiten auf das Hundertfache steigern könnten! Dabei ist aber wohl vorausgesetzt, daß alle solche Nahrungstiere verwendet würden, die sich dazu eignen, aber bisher nur in sehr unzulänglichem Maße dafür benutzt worden sind. Bislang haben die Amerikaner gar keinen Anspruch darauf erhoben, eine Nation von Fischern zu sein, trotzdem eine Armee von 165,000 Amerikanern sich berufsmäßig dem Fischfang widmet.

Einer der „demokratischsten“ Fische für den allgemeinen Verzehr ist unstreitig der Hering. Die Amerikaner haben gewaltige „Herings-Schulen“ im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans, und auch in den Gewässern Alaskas wimmelt es von Heringen. Das ist nicht nur für amerikanische Verzehrer von großer Bedeutung, sondern auch für viele auswärtige Länder, angesichts ihrer drohenden großen Knappheit an solchen Fischen. Be-

fanntlich können die Seringe sehr gut als Exportartikel in verschiedener Gestalt leicht hergestellt werden, wie sie auch im eigenen Land allenthalben eine große Rolle spielen.

Von einer Gattung Sering fangen die Amerikaner jedes Jahr mehr als 1600 Millionen. Das ist der Menhaden, ein sehr schmachhafter Nahrungsfisch, der aber zum allergrößten Teil in Öl und Kunstdünger verwandelt wird. Er ist beinahe so fett wie der berühmte Kergentisch von Alaska, und die Delaubeute von ihm kommt jährlich auf 6½ Millionen Gallonen, die Kunstdünger-Produktion auf 90,000 Tonnen. Aber um die MenschnahrungszEntziehung ist es schade.

Schon oft ist vom amerikanischen Lachsfang und seiner Bedeutung für die Welt die Rede gewesen. Die Kabeljaue oder „Codfish“ finden bei den Amerikanern noch lange nicht die Beachtung, die sie als Volksnahrungsmittel verdienen. Eine Anzahl europäischer Völker würdigen sie besser, und zwar schon seit Jahrhunderten.

Und das alte amerikanische Vorurteil gegen den Karpfen als Nahrungsmittel kann nicht genug beklagt werden! Daß den Amerikanern der Geschmack dieses Fisches nicht zusagt, liegt wohl nur daran, daß sie ihn nicht gehörig zu bereiten wissen; denn im Auslande essen sie ihn ganz gern. Gäbe es auch nur auf jeder sechsten der sechs Millionen amerikanischen Farmen einen Karpfenteich, so wäre dies ein höchst schätzenswerter Beitrag zur günstigeren Gestaltung der amerikanischen Nahrungsmittelfrage! Und solche Beispiele ließen sich noch manche vorführen. („Der Sendbote.“)

Dr. Nast, Editor of *Apologete*, Censured by Agents of Methodist Book Concern.

The following statement appeared early this year on the first page of the *Apologete*:

The Methodist Episcopal Church in the United States is unequivocally against the Central Powers of Europe and wholeheartedly with the United States and her Allies in the present war for freedom, democracy, and humanity.

The officers and members of the church desire to put the total force of the church behind the government now as in all our previous wars. We cannot be dumb, nor sound a doubtful or uncertain note.

Since the United States declared war with Germany the publishing agents have felt that the policy of the editor of *Der Christliche Apologete* was not in full harmony with the spirit of the church and the country.

The attention of the editor has been called to this condition without the desired result in a change of editorial policy. Under the law the publishing agents are responsible to the government for the utterances of a paper which has the use of the mail service and circulates among the people of the United States and other countries.

The agents distinctly and sincerely regret that the *Apologete* has not been outspoken in its support of the United States and our Allies, Great Britain, France, Italy, and the other nations, and in its opposition to the war spirit, the war conduct, the broken treaties, and the unspeakable atrocities of Germany and the other Central Powers; that it has

not rung clear for the victory of the Allied Nations over the Prussianized autocracy that has broken the peace and threatened to destroy the liberty of the world.

There can be but one attitude consistent with the American and Methodist spirit. In what it has said as a whole, in what it has refrained from saying, in the spirit and atmosphere it has created, the *Apologete* has not contributed, as it should, in our judgment, either to the best interests of the Germans themselves or to the cause of the United States and her Allies.

The agents have, therefore, felt obliged to make such arrangements for the editorial conduct of the *Christliche Apologete* as will relieve it of all the criticism of its patriotism. Henceforth, it will sound a clear note for the utter defeat of Germany and its despotic military system and rulers, together with the other Central Powers, and for the complete victory of the United States and France and Italy and Great Britain and the other nations joined with them. There shall be no half-hearted or divided allegiance.

The publishers firmly believe this to be the best for our German Methodists themselves. We can understand the affection of the German-born for the Germany of which they dream, but neither we nor they can have two countries. We have but one, the United States, and to that we are committed heart and soul. And in the name of our Master and our common country we ask and expect our German brethren to accept the new arrangements with heartiness and to unite with us to make the honored and historic old *Apologete* a new advocate of democracy and humanity against tyranny, despotism, and military autocracy.

In order that all these conditions shall be fully met we have arranged for the appointment of an associate editor for the *Apologete*, who shall have entire charge of all matter appearing touching the war in editorial, history, or comment, relieving the present editors from that department of the paper. The name of this associate editor will be announced soon.

In reaching the above conclusions we are under obligations to the local committee at Cincinnati and three of our bishops who were with us at the meeting, and who have greatly aided us by their advice and counsel.

H. C. Jennings,
Edwin R. Graham,
John H. Race,
Publishing Agents.

We, the undersigned, the editor and assistant editor, heartily subscribe to the above as a correct statement of the situation occupied by *Der Christliche Apologete* in the past, and agree to abide by the policy as here set forth by the terms which are to govern *Der Christliche Apologete* in the future.

Albert J. Nast, Editor.
Frank T. Enderis, Assistant Editor.

Wunderwerke der Chirurgie.

In einer stillen Straße am Rande des Düsseldorfer Hofgartens, der sich mit den lichtgrünen Wipfelmassen seiner alten Buchen wie eine leuchtende Woge des Frühlings an die Stadt drängt, liegt unauffällig ein schlichtes, graues Haus, die Klinik des Zahnarztes und Professors Christian Bruhn. Aus einem Fenster weht die weiße Fahne mit dem roten Kreuz.

Als der Krieg aus den ersten Schlachten die ersten Verwundeten zurücksandte, machte Professor Bruhn, von Freunden und Nachbarn durch Ueberlassung von Betten, Schränken, Stühlen und Wäsche freudig unterstützt, aus seiner Klinik ein Lazarett, das er sogleich der Militärverwaltung unterstellte, und in dem er zunächst vierzig Soldaten, die mit zerstoßenen Kiefern zu ihm geschickt wurden, mit allen Mitteln seines Berufs und seiner Kunst pflegte und heilte. Bald, als mit dem grausam fortschreitenden Krieg sich die Zahl der Verwundeten mehrte, stellten zwei Nachbarn ihm Häuser und Gärten zur Verfügung; der Feldsanitätschef erhob das Düsseldorfer Kieferlazarett neben dem alten Berliner Universitätsinstitut zu einer Zentralstelle für die Behandlung der am Kiefer verletzten Soldaten; Düsseldorfer Bürger und Gesellschaften setzten sich werktätig für die große und gute Sache ein; die Mannesmann-Röhrenwerke stellten dem Lazarett einen Flügel ihres mächtigen Verwaltungsgebäudes zur Verfügung; der Rheinische Frauenklub in Düsseldorf gab sein eigenes Heim her; das weitläufige und herrlich am Abhang des Grafenberger Waldes liegende Sanatorium Waldesheim kam hinzu, und heute ist das Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte mit sechs Abteilungen und neunhundert Betten unter Leitung des Professors Bruhn eine Organisation, die groß und mustergültig in der Verwundetenfürsorge steht, und mit allen Mitteln der Wissenschaft, der Technik und der menschlichen Fähigkeiten Tausenden, denen Geschosse das Gesicht zerrissen, in einer wunderbaren und ergreifenden Weise Hilfe und Heilung bringt.

Was in dieser Anstalt in der Ausheilung schwerer Kieferverletzungen erreicht wird, und was ich unter liebenswürdiger Führung mit eigenen Augen sehen durfte, grenzt ans Märchenhafte. Ich dachte oft, wenn ich die Genesenden sah und die Bilder, die sie von ihrem ersten Aussehen nach der Verletzung bei sich trugen: „Hier arbeiten Ärzte mit Zauberhänden, hier wird der Arzt zum Schöpfer neuer Wesen!“ Geduld, Liebe und ärztliche Kunst gewinnen die Menschen die der blind wütende Krieg für immer aus der Reihe der Gefunden ausgestoßen zu haben schien, die vor dem Spiegelbild ihres zerstörten Antlitzes in Grauen und Entsetzen niederbrechen wollten, einem neuen und heiteren Leben zurück. Der Wille des Helfers triumphiert über die Erbarmungslosigkeit des Schicksals. Wer draußen das Grauen der Vernichtung schmerzvoll und verzweifelt miterlebt hat, sieht hier mit erwachendem Glauben an das Gute in der Welt, das Wunder der Wiederauferstehung und die Erlösung aus tiefstem Leid. Denn es handelt sich bei den schweren Kieferverletzungen nicht nur um den Ersatz weggerissener Zähne oder zerstörter Kieferstücke, sondern um den kunstvollen Wiederaufbau ganzer Gesichtsteile. Was die blinde Gewalt der modernen Geschosse, was Granatschläger und Querschläger zerfetzten und zerrissen, wird mit unendlicher Mühe, durch Umlagerung und Verpflanzung von Geweben und Knochen, durch Verschiebung und Formung auf zum Teil ganz neuen

Wegen bis zur Ursprünglichkeit wieder hergestellt. Vollkommen zerstörte und verkrümmelte Gesichter, denen das Geschoß Kiefer und Lippen, Kinn und Nase raubte, erhalten auf wunderbare Weise eine neue, lebendige und ausdrucksvolle Menschlichkeit.

In diesem Wiederaufbau des Antlitzes teilen sich Zahnarzt und Chirurg in inniger Zusammenarbeit. Alle Maßnahmen, die dem eigentlichen Heilungsprozeß vorausgehen, die Berechnung und die Konstruktion der für Wiederherstellung, die richtige Lagerung und natürliche Formung der zerstörten Gesichtspartieen notwendigen Apparate, sind zugleich mit der Behandlung und dem Ersatz der verlorenen Zähne oder Zahnreihen Aufgaben des Zahnarztes, wobei jeder Einzelfall seine besonderen Bedingungen stellt. Der Zahnarzt bereitet die Grundlage und die Stützpunkte, gewissermaßen das Gerüst, die den Chirurgen für den Wiederaufbau der zerstörten, oft klaffend zerrissenen Weichteile und Knochenpartieen unentbehrlich sind. Abgestorbene Knochenstücke sind richtig zu stellen und durch kunstvolle Apparate, durch Schienen, Schrauben und Drahtverbände für die Dauer des Heilverfahrens in der normalen Stellung festzuhalten, ohne gleichzeitig den komplizierten Bewegungsapparat von Zunge und Kiefergelenk allzu empfindlich zu stören. Ist das oft ausgedehnte Wundgebiet oberflächlich abgeheilt, dann beginnt die wunderbare Arbeit des Wiederaufbaus. Dann werden die fehlenden Knochenteile des Kiefers auf chirurgischem Wege durch Verpflanzung von Knochenstücken, die den gesunden Körperteilen des Verwundeten, den Rippen oder Beckenknochen, entnommen werden, ersetzt, dann werden die Lücken in den Weichteilen, sie mögen so groß sein, wie sie wollen, durch Verlagerung und Verpflanzung von Hauptpartieen, die man der Stirn, dem Hals, der Brust oder den Armen des Verwundeten entnimmt, allmählich geschlossen.

Man bildet durch solche Verpflanzungen von Gewebsteilen und Knochen in vielmonatigem Behandlungsprozeß neue Nasen, neue Wangen, neue Lippen und ein neues Kinn. Sind die verletzten Teile so im großen wieder hergestellt und oberflächlich geheilt, dann beginnt die künstlerische Arbeit des Chirurgen, die feine Modellierung, die Wiedererstehung bis zur ursprünglichen anatomischen Form. Durch einfache, überaus sinnreiche Apparate, zum Beispiel durch Nasenformer oder Kinnformer, die man mittels Federkraft auf das verpflanzte Gewebe preßt, beeinflusst man erfolgreich die neu entstehenden Gesichtsformen und die mimischen Funktionen. Durch Druck und Zug, durch Saugen und Pressen beseitigt man alle Narben und Verzerrungen und alle durch die Hauptverpflanzungen entstandenen unschönen Wülste, bis der Arzt dem trägen Stoff die edle Form des lebendigen menschlichen Antlitzes wunderbar abgerungen hat. Aus dem Chirurgen wird ein Bildhauer, der mit edelstem Material zu arbeiten gelernt hat.

Von der unendlichen Mühe und den überaus schwierigen und verästelten Problemen wissenschaftlicher Natur, deren Lösung mit dieser zahnärztlich-chirurgischen Arbeit verbunden sind, kann diese Darstellung nur eine sehr farge Vorstellung vermitteln. Doch das Ergreifende und Große dieses Instituts, das mit seinen lichten Räumen, seinen Parkanlagen und seinem Frieden den verwundeten Männern wie ein Eden erscheinen muß, liegt ja nicht in dem Wie, sondern in dem Geist der Arbeit und in den Ergebnissen. Diese Heiltätigkeit hat etwas Feierliches. Die Ärzte wachsen über ihren Beruf hinaus zu schöpferischen Helfern und Dienern einer versöhnenden

Liebe empor. Was die Soldaten an ihren Gesichtern erfahren, die Auferstehung der alten, edlen Form aus Bruch und Trümmern, das ist mehr als körperlicher Vorgang und mehr als chirurgische Kunst; das ist, wenn sie's in der Stille der Genesung recht betrachten, ein Symbol für die Wiederauferstehung des Geistes im kommenden Frieden, für die Aufrichtung neuer Werke aus einem Chaos von Trümmern. Diese Soldaten werden alle erkennen, daß sie mithelfen müssen, Welt und Menschheit wieder aufzubauen, und daß es gelingen wird, wie in den Heilstätten Düsseldorf's, die Liebe mit am Werke ist.

(Kurt Rüdler in „D. Luth.“)

College und Krieg.

In der Januar-Nummer von „Scribners Magazine“ ist ein Artikel von Dr. Robt. Lincoln Kelly erschienen, unter dem Titel: „The American College and the Great War,“ welcher eine Fülle wertvoller Auskunft enthält betreffs der Beziehungen der amerikanischen Kollegien zu dem großen Weltkrieg. Nach den Angaben dieses Schreibers stehen mehr als 100.000 Studenten, Professoren und Alumnus der amerikanischen Kollegien im aktiven Kriegsdienst. Von den 40.000 Männern, welche sich in den ersten Kriegslagern befanden, stammten 85 Prozent von Kollegien. Von den Studenten, welche letztes Jahr ihre Studien betrieben, stehen jetzt nicht weniger als 45.000 im Militärdienst. Die Kollegien dieses Landes werden infolgedessen in diesem Schuljahr mehr als \$2.000.000 an Schulgeldern einbüßen. 20 Kollegien und Staats-Universitäten haben einen Verlust von 14 Prozent an Studenten im ersten Jahre („Freshman“) berichtet, und 24 andere Anstalten einen Verlust von 16.6 Prozent. 10 kirchliche Kollegien berichten eine Abnahme in der gesamten Studentenzahl von 11.5 Prozent und einen Verlust von 14.1 Prozent an neuen Studenten.

Von den 2500 jungen Männern, die als freiwillige Ambulanzführer im amerikanischen Feldlazarettendienst in den vergangenen drei Jahren standen, waren etwa 2000 Studenten, die über 100 Kollegien und Universitäten repräsentieren. Harvard lieferte 350, die zahlreichste Quote, Yale folgt mit über 200, Princeton mit 190 und Dartmouth und Cornell mit 122. Die zwei hervorragenden California Universitäten folgen sodann mit California 70 und Leland Stanford 58. Columbia hat 48, Massachusetts Institute of Technology 46, University of Pennsylvania 43, Chicago University 39, Amherst 37, Michigan und Williams je 35, Syracuse 32, Wisconsin und Washington University of St. Louis je 31, Illinois 30, Missouri 29, Virginia 25, Bowdoin 23, Tufts 21, Brown 19, Boston 18, Northwestern und Wesleyan je 16, Beloit 15, Marietta 13 und Oberlin 10. Weniger als 10 haben 61 Schulen.

Die Zahl der Studentinnen in Deutschland.

Die Zahl der weiblichen Studierenden hat in Deutschland während des Kriegs ganz beträchtlich zugenommen. Im letzten Winter vor dem Krieg zählten die deutschen Universitäten 1130 weibliche Studierende, weniger als sieben Prozent der Gesamtziffer. Im laufenden Winter sind es 5757, und das sind volle vierzig Prozent der Gesamtziffer. Hinsichtlich der Verteilung der weiblichen Studentenschaft auf die einzelnen Studienzweige zeigt sich, daß in der Hauptsache zwei Wissensgebiete von den weiblichen Studierenden

bevorzugt werden, nämlich das höhere Lehrfach und die Medizin. Ersterem sind zurzeit 3825 weibliche Studierende zuzuzählen, von denen 2789 Philologie und Geschichte und 1036 Mathematik und Naturwissenschaften studieren, gegen 2124 und 761 vor Kriegsausbruch. Kameralia und Landwirtschaft studieren 220 (vor dem Kriege 132), Rechtswissenschaft 138 (57), Zahnheilkunde 64 (51), Pharmazie 30 (14) und evangelische Theologie 18 (16). Die Wahl der Universitäten deutet an, daß die Frauen die Reichshauptstadt verhältnismäßig so stark besuchen wie die männlichen Kommilitonen, daß sie aber im übrigen bei der Wahl der Universität ihre eigenen Wege gehen, was insbesondere in der Bevorzugung von Bonn, Heidelberg, Münster und Frankfurt, und in dem geringen Besuch von Leipzig, Halle und Freiburg zum Ausdruck kommt. Diesen Winter hat Berlin 1276 weibliche Studierende, München 760, Bonn 515, Heidelberg 344, Münster 320, Marburg 317, Leipzig 292, Göttingen 273, Breslau 269, Frankfurt a. M. 225, Jena 177, Königsberg 170, Halle 164, Freiburg 138, Tübingen 115, Kiel 102, Greifswald und Straßburg je 70, Würzburg 49, Gießen 17, Rostock und Erlangen je 32.

An der Wiege des Christentums.

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt Gott, ich wär bei dir!“

Zweimal im Jahre wandert die Sehnsucht der Christenheit den Weg über Länder und Meere zu dem schmalen Küstenstrich, der ihren Ursprung umschlossen hält, den Spuren nach, die von dem ärmlichen Stalle in Bethlehem zur Schädelstätte Golgatha führen: in der heiligen Nacht, wenn der Stern der Verheißung im Osten über dem gelobten Lande aufleuchtet, und zur Osterzeit, da sich das Drama und Wunder dieses Lebens auf dem Nichtshügel bei Jerusalem vollendet.

Ueber den alten Mauern Zions weht heute nicht wie seit vierhundert Jahren der gelbe Halbmond im roten Feld.

England hat seine Flagge auf den Bastionen Herodes des Großen aufgepflanzt.

Jerusalem, als der Mittelpunkt des religiösen Lebens der erleuchteten Welt, war von jeher das Ziel politischen Mänkespiels zwischen den europäischen Nationen, obwohl der knapp 28,000 Quadratkilometer umfassende Küstenstrich Palästina wirtschaftlich kaum irgend welche Werte besaß, die ihn begehrenswert erscheinen ließen.

Aber in ihm lag der archimedische Punkt, um die Geister der Welt zu bewegen, und so hütete selbst das republikanische Frankreich noch lange sein altes Vorrecht als Schützerin im Orient der daheim beseindeten Kirche und suchte durch Kirchen und Missionen durch die Lignoneser Jesuiten und zahlreiche andere Vereine und Organisationen diesen religiös-politischen Einfluß weiter auszudehnen.

In diesem Streben erfuhr es allerdings von einer Seite Wettbewerb, dem zarischen Rußland. Ein griechisch-russisches Kaiserreich im Orient war seit den Tagen Peters I. das Ideal aller russischen Alleinherrscher. Der Wlad des russischen Orthodoxismus richtete sich aber nicht bloß auf die alte griechische Kathedrale von St. Sophien in Konstantinopel, sondern auch auf die heiligen Stätten in Palästina, vor allem auf Jerusalem, die zweite Kapitale im oströmischen Zukunftsreiche.

Nachdem bereits unter Peter dem Großen die russische Kirche für ihre Palästina-pilger bedeutsame Vorrechte erlangt hatte, ist seit 1882 in der „Kaiserlich orthodoxen Palästina-Gesellschaft“ eine Vereinigung geschaffen, die nichts weniger als die Russifizierung Palästinas beabsichtigte. Zur Durchführung ihres Programms hat die Gesellschaft allmählich einen riesigen, nach Millionen zählenden Bodenbesitz erworben, so daß heute jeder größere Ort irgend einen „Russenbau“ aufweist, sei es Kirche, Kapelle, Schule, Hospiz oder Hospital. Gerade die Schultätigkeit ist beachtenswert; 1908 zählte man bereits in Syrien und Palästina 101 Schulen mit 10,000 Schülern, an denen gute Lehrer unterrichteten, die in den Seminaren von Nazareth und Bet-Djala bei Jerusalem ausgebildet werden, um meist später auf einige Jahre nach Rußland zu gehen und dann als russische Araber ihre Zöglinge ebenfalls zu begeisterten Russen zu machen. War Frankreichs Ehrgeiz mehr wirtschaftlicher Natur, so lebte in dem russischen der Traum eines politisch-religiösen Weltreichs. Aber noch eine dritte Hand streckte sich nach der heiligen Stadt aus, die Englands, das hier den Kreis seiner Weltmacht wirtschaftlich und religiös zu runden trachtete, die ununterbrochene Kette von Indien über Persien, Palästina und Aegypten und damit dem englischen Mittelmeer, sowie zurück durch Afrika, dessen deutsche Besitzungen jetzt ganz in seinen Händen sind, über Australien nach dem Goldlande des Brahma.

Religiös war dabei der Gedanke mitwirkend, das Kalifat den Türken zu entreißen und es den Arabern in Aegypten zurückzugeben, um so die Gefahr des Islams zu einem neuen großen ägyptischen Reich dauernd zu bannen. Außerdem suchte man den jüdischen Einfluß durch Gründung des zionistischen Sehnsuchtsstaates, den man von London aus 1898 und 1901 in andern Gebieten vorgeschlagen hatte, ganz für England zu gewinnen, das von allen Staaten den Juden stets gleiche Rechte wie andern Bürgern gewährt hatte.

Kein Wunder also, daß die Kunde vom Einzug General Allenbys in das alte Salem Abrahams überall unter der Judenheit Jubel ausgelöst hat, und daß der von dem englischen Rothschild eifrig beförderte Zionismus die Verwirklichung seiner Träume nahe sieht. Ob England indes wirklich ein jüdisches Reich zu gründen beabsichtigt, das den muselmanischen Wallfahrtsort der Omar Moschee und des Moses'schen Grabes unter die Gut Andersgläubiger stellen würde, ob es vor allem solchen Plan auszuführen in der Lage sein wird, muß die Zukunft lehren. Vorläufig indes wallfahrten die Seelen von Millionen Juden sehnsüchtig zu den alten Stätten ihres Glaubens, zu den Bergen, von welchen ihnen Hilfe kommt.

Man braucht kein schwärmerischer Romantiker zu sein, aber das Herz schlägt jedem, der zum ersten Mal auf den Hügeln über dem Tache Kidron die Mauern Zions erblickt. Stattlich und schön, fast achthundert Meter über dem Meere, ist es wirklich die „Stadt, die auf dem Berge liegt, die hochgebaute Stadt.“

Ihre Gründung geht weit in die graue Vorzeit zurück. Wir finden sie als Ursalammu und Schalam in alten Keilschriften und Hieroglyphen bezeichnet. David eroberte die „Wohnung des Friedens“ von den Jebusitern, Salomo vergrößerte sie, errichtete hier seinen Palast und auf dem Gipfel des Hügels Moria den sagenumwobenen Tempel, über dessen einstigen Mauern sich jetzt die wunderbare Kuppel der Omar Moschee wölbt.

Aegypten kamen, arabische und philistäische Völker, um es zu plündern,

Sisias und Manasse befestigten es von neuem, aber nicht stark genug, um den Horden des Nebukadnezar Trost zu bieten. In Trümmer gelegt, wächst es nach der Rückkehr aus der babylonischen Verbannung wieder auf, Herodes der Große, der Paläste auf Paläste baut, versucht, auch den alten Tempel in neuem Glanz ersehen zu lassen, vermag indes den Bau nicht zu beenden. Eine kurze Zeit lang dauert die Blüte der Stadt, die nach der Schilderung des Josephus 250,000 Seelen umfaßt haben soll. Dann kommt der Aufruhr der Juden wider die Römer, die Belagerung durch Titus und die Zerstörung.

Hadrian errichtet auf ihren Trümmern eine römische Kolonie und wo einst der Tempel gestanden, erhebt sich der heidnische Altar für den Jupiter Capitolinus. Mit der politischen Bedeutung der Stadt war es indes vorbei. Sie wird noch viel umkämpft, die Araber entreißen sie unter Omar dem oströmischen Kaiserreich, die Kreuzfahrer entreißen die heilige Stätte den Seldschuken der „Angläubigen,“ Saladin gewinnt sie den Muselmanen zurück und beendet das christliche Königreich, das Gottfried von Bouillon dort geschaffen, und endlich, im selben Jahr da Luther seine Thesen an die Schlosskirche in Wittenberg nagelt und von Deutschland aus eine neue religiöse Bewegung einsetzt, gelangt sie unter die Macht der Türken, die sie seither gehalten haben.

Das heutige Jerusalem zerfällt charakteristisch in zwei Teile: den alten, größeren Teil innerhalb der Stadtmauer und den neuen, die modern gebauten, schmucken, europäischen Kolonien enthaltend, außerhalb, und zwar westlich der Stadtmauer.

Den Sammelpunkt der historischen Erinnerungen bildet natürlich das alte Jerusalem. Es imponiert beim ersten Anblick noch heute zunächst durch seine großartige, ringsum laufende Umfassungsmauer. Diese ist 12 Meter hoch und 4 Kilometer lang. Acht stattliche Tore durchbrechen die Mauer; eins derselben, das Jaffa-Thor im Westen, ist eigens vom Sultan 1898 dem deutschen Kaiserpaar zu Ehren durch Niederlegung eines größeren Teils der Stadtmauer verbreitert worden, ein Vorgang, der früher unheard of gewesen wäre! Alte Festungsstürme, in ihrem Umbau teilweise noch aus der Zeit Herodes des Großen, überragen die Stadtmauer. Bei der Fahrt zur Stadt präsentiert sich zur rechten Seite als erstes mächtiges Bauwerk die große, deutsche, katholische Kirche, welche auf der vielgenannten Dormition erbaut ist, jenem dem deutsch-katholischen Palästina-Verein vom Kaiser 1898 feierlich überwiesenen Grundstück, auf welchem die katholische Ueberlieferung die Sterbestätte der Jungfrau Maria sucht.

Die alte, innere Stadt wird durch zwei, etwa in der Mitte sich kreuzende Hauptstraßen, die Damaskusstraße von Norden und die Jaffastrasse von Westen, in vier Quartiere geteilt: der Nordosten gehört den Muslimen, der Südosten den Juden, der Südwesten den Armeniern, den Nordwesten bildet das griechisch-fränkische Viertel. Im übrigen ist es schwer, sich im Straßengewirr Jerusalems zurechtzufinden, denn die Straßen sind winkelig, zum Teil Sadgassen, haben keine Namenschilder und Nummern, sind teilweise überwölbt und dunkel, bei Regenwetter wegen schlechter Pflasterung bald sehr schmutzig. Das Wort von Salems „goldenen“ Gassen gehört lediglich in die Welt der Poesie. Alle sind sie nur fünf bis sechs Meter breit; sie gehen in Stufen bergauf und bergab, so daß kein einziger Wagen in ihnen fahren kann; es fehlt natürlich gänzlich die Straßenbahn, auch das Gaslicht, das Telephon und alle Requisiten modernen Großstadtlebens; bei Son-

nenuntergang werden die Basare der Straßen, die den ganzen Tag über für einen ziemlich lebhaften Handel offen stehen, geschlossen, und da nur sehr spärliche Lichter hier und da die Beleuchtung versehen, ist Jerusalem abends eine tote Stadt. Am Tage aber regt sich dann wieder geschäftiges Leben. Beduinen und Fellachen, Handelskarawanen bis aus dem Ost-Jordanland, Handwerker, Händler, unzählige Völkertypen, Reisende, Pilgerzüge, Priester, Europäer und Asiaten, Juden, Mohammedaner und Christen, Schwarze und Weiße, frische, schöne Gestalten neben Aussätzigen, Bettlern und Blinden, Pferde, Esel, Maultiere, Kamele, Hunde — das etwa ist das Durcheinander eines jerusalemitischen Straßenbildes, wie es namentlich an den großen Toren der Stadtmauer, und hier wieder vor allem an dem schönen, altehrwürdigen Jaffator sich tagtäglich abspielt, und wie es jedenfalls Jerusalem ein ganz eigentümliches Gepräge gibt. Die gesamte Bevölkerung beträgt gegenwärtig zirka 90,000 Seelen, wovon über die Hälfte Juden sind, 7000 Mohammedaner und 13,000 Christen; unter letzteren zählt man etwa 6000 orthodoxe Griechen, 4000 römische Katholiken (Lateiner), 1400 Protestanten, der Rest setzt sich aus Armeniern, Kopten, Abessinern, Syriern u. s. w. zusammen.

Besonders vermehrt haben sich in den letzten Jahrzehnten in Jerusalem die Juden. Sie besitzen über 70 Synagogen, eine große Schule mit Handwerkerschule, eine Tageschule für Knaben, eine Mädchenschule und das neue Spital von Rothschild; von deutscher Seite ein Spital, eine gute Schule, je ein Waisenhaus für Knaben und Mädchen; dazu kommen viele Pilger- und Armenwohnungen, meist von Montefiore und Rothschild gestiftet; auch ein deutsch-jüdisches Hospiz. — Die römischen Katholiken sind namentlich durch die Franziskaner sehr zur Blüte gekommen; viele Kirchen, Klöster, Wohltätigkeitsanstalten und Schulen werden von ihnen unterhalten. — Unter den Protestanten Jerusalems blühte namentlich die deutsch-evangelische Gemeinde, die in der Erlöserkirche, unmittelbar neben dem Heiligen Grab, also auf einem der höchsten Punkte, den aus dem Gesamtpanorama Jerusalems am meisten hervorstechenden kirchlichen Bau besitzt.

Während so die jüdischen, römisch-katholischen und protestantischen Unternehmungen bei der öffentlichen Meinung des heiligen Landes gut beleumundet sind, kann man dies von den andern christlichen Gemeinschaften des Orients nicht sagen. Ihr Bildungstiefstand und ihre starke Tendenz zum Abergläubischen und Legendarischen setzen den christlichen Namen bei der mohammedanischen Welt nicht in vorteilhaftes Licht. Und doch haben die orthodoxen Griechen noch immer große Macht in Palästina. Sie sind auch die Hauptherren im „Heiligen Grabe“, jenem überbauten Kapellenkomplex, in dem man Golgatha und das Grab Christi sucht. Aber „er ist auferstanden, er ist nicht hier!“ Von diesem Osterwort konnten wir nicht loskommen, als wir uns durch diese von vielen Pilgern geküssten Stätten geleiten ließen. Wie viel freier atmeten wir auf, als wir wenige Schritte davon, auf dem Turm der herrlichen Erlöserkirche, eins der schönsten Uebersichtsbilder über ganz Jerusalem genossen! Und wie viel mächtiger faßte uns das sichere Bewußtsein historischen Bodens oben auf dem Tempelplatz mit seiner übertwältigenden Aussicht auf Stadt, Delberg, Kidron und Gethsemane. Auch hier oben weht neben dem Hauch urältesten Altertums schon der Geist der Neuzeit. Seit dem Krimkrieg ist uns die Omar-Moschee nicht mehr verschlossen. Mit moslemischen Pantoffeln angetan, durften auch wir

die heilige Stätte betreten. Es ist das schönste Gotteshaus, das ich gesehen. Und es steht ziemlich auf dem Boden des alten Tempels Salomos. Es ist von den Mohammedanern seit Ende des 7. Jahrhunderts gebaut worden, in Form eines Achtecks von je 20.4 Meter Seitenlänge. Oben eine herrliche Kuppel. An Marmor-Mosaiken und sonstigem, allerfeinstem orientalischem Schmudmaterial überreicht, erdrückt uns förmlich sein Inneres durch die vornehme Ruhe und auch wiederum sein unvergleichliches Farbenspiel. Inmitten des heiligen Raumes liegt, wie vor Jahrtausenden, 17 Meter lang, 13 Meter breit, 2 Meter hoch, der große, mächtige heilige Stein, auf dem die Opfer des alten Bundes vollzogen wurden, und der nicht nur nach Ansicht der mohammedanischen Legende bereits der Opferstein Abrahams gewesen sein soll. Am interessantesten aber ist die in den Oberräumen der Moschee prangende Koran-Inschrift, die Kriegserklärung des Islams gegen das Christentum, von welcher nachfolgende charakteristische Stelle hier wiedergegeben sei:

„O ihr, die ihr schriftliche Offenbarungen erhalten habt, überhebet euch nicht mit eurer Religion, und sagt von Gott nur Wahrhaftiges aus; der Messias Jesus ist nur der Sohn der Maria, der Gesandte Gottes und sein Wort, das er in Maria gelegt hat; so glaubt denn an Gott und seinen Gesandten und behauptet nicht, es wären drei (Trinität). Wenn ihr euch dessen enthaltet, so ist es besser für euch. Gott ist nur ein Einziger, und fern sei es von ihm, daß er einen Sohn gehabt hätte; ihm gehört, was im Himmel und auf Erden ist, und er ist sich in sich selbst vollkommen genügend.“

Es ist ein Augenblick, da einem die Seele zittert in dem Gedanken: Welche Rätsel wird dieser Islam der abendländischen Welt noch zu lösen geben? Und welcher Weg wird noch bis zum religiösen Frieden der Welt sein!

(„Am. Botsh.“)

Ukrainia and the Ukrainians.

Ukrainia, or the Ukraine, was a land largely unknown to Americans before that country of thirty-three millions of people suddenly blossomed out as an independent, autonomous republic, capable of entering into peace negotiations with the Quadruple Alliance, to be followed a few days later by a precarious peace agreement between Russia and the same allied powers. Nor were the boundaries of Ukrainia as a country occupied by a distinct nationality, separate from Muscovites and other Russians, known to the American of average intelligence.

An Ukrainian, writing in the January issue of the *Open Court*, gives a clear and concise account of the history and characteristics of the Ukrainians. The wrongs of Poland for one hundred and fifty years have been rehearsed to all the world and have aroused the righteous indignation of the nations against its oppressors, as well as profound sympathy for the Polish people. But Ukrainia, which has suffered equally with Poland, and during one long period suffered at the hands of the Poles themselves, has borne its burden of tribulation in silence, altho a large nation, occupying the Black Earth region of southern Russia, one of the richest wheat sections of the world.

Ukrainia proper is bounded on the west by a line running from Brest-Litovsk to Przemyśl and along the Carpathians; on the north by

a line running east from Brest-Litovsk along the Pripet river to a point one hundred miles east of the Don river, from thence south to the mouth of the Don, with the Black Sea and the Sea of Azov to the south. The territory included within these boundaries may be called *Ukrainia*, and is equal in area to that of the States of Wisconsin, Illinois, Michigan, Indiana and Ohio.

The author asserts that the Ukrainians are not Russians. Their language is as different from Great Russian as Portuguese is from Spanish, or as Spanish is from French. In all the territory claimed by the Ukrainians, they form seventy-two per cent of the population, with ninety-two per cent for the large areas along the Dnieper. It is a compact, homogeneous territory, almost uniformly Ukrainian.

To Scandinavians, the Ukraine is of peculiar interest, Rurik, or, in old Norse, Hroerekr, was the founder of a Russian empire. He was the leader of a band of Norsemen, or Vikings, who from the Slav city of Novgorod extended his dominions southward into the Ukraine country in the ninth century. The princes of Kiev united most of the Ukrainian-speaking lands under the sceptre of the Norsemen to whom they owed their appellation *Russij*, or the Red, showing their blond Scandinavian origin. A more probable derivation of the name "*Russij*" is *rorsmenn*, the Norse term for "rowers." Even as the Lombards of today, or the Normans of France, plainly enough show their descent from the ancient Norse invaders so there are Norse racial traces in the Ukrainian people.

In the twelfth and thirteenth centuries, the country was overrun by Tartars. Kiev lost its power and the Ukrainian rulers were succeeded by the princes of Halicz, from which comes the name of the Austrian crownland Galicia. Vikings and Celts came in collision on the fertile soil steppes of Russia as they had done in France and Ireland. In the fourteenth century, *Ukrainia*, together with Lithuania, was conquered by Poland, the eastern half regaining its independence in the seventeenth century. In 1654 Chmielnicki, hetman of the Ukrainian Cossacks, was inveigled into an alliance with the Russian Czar Alexei Mikhailovich. Very soon, however, the hetman Chmielnicki discovered the crafty purposes of the Czar and concluded an alliance with Sweden and Siebenbuerger as a check against both Russia and Poland. His successor, Ivan Wyhowsky was forced to abdicate in favor of a successor who renewed the alliance with the Czar.

Ukrainia remained in a state of vassalage until the accession of hetman Ivan Mazzeppa, the hero of Byron's poem, who, together with his ally Charles II. of Sweden, was disastrously defeated at the battle of Poltava in 1709. "Czar Peter the Great ravaged the Ukraine with fire and sword, crucifying the Ukrainians by thousands, nailed them to rafts and sent them drifting down the rivers. This victory established for two centuries the ascendancy of Muskovite Russia." *Ukrainia* became the spoil of Muskovite officials and her autonomy vanished in 1783 with the abolition of the Ukrainian army. Katherine the II. in 1775 destroyed every vestige of Ukrainian independence.

The partition of Poland brought under the Russian crown all Ukrainian lands except Galicia. Peter the Great by a ukase issued in

1720 prohibited the use of the Ukrainian language in print and abolished the office of hetman. In 1904 the Lithuanians and Poles had been granted the right of instruction in their own language, but not so the Ukrainians, altho they obtained permission to print newspapers and books in their own language, a concession, however, which has been hampered by severe censorship. Since instruction was given only in Russian," says the writer referred to, "there were over fifty per cent of Ukrainians unable to read or write before the war, and yet the twenty newspapers of which the strongest was the *Rada*, appeared in Kiev and the great circulation of Ukrainian books demonstrate the devotion of the people to their mother tongue." In 1914 the Ukrainians succeeded in securing the right to use the native language in all Ukrainian schools, but since it was suspected that the entire teaching body of the Ukraine was affected with nationalistic sentiments, it was proposed to replace the native teachers by Russians.

In conclusion, we take the following facts and figures regarding the Ukraine from the writer to whom reference has been made:

"The limits of the new republic would be practically coterminous with the 'black earth belt' of Russia, a land literally flowing with milk and honey, the granary of Russia, indispensable to the subsistence of Great Russia's teeming millions, producing not less than one-third of all the agricultural produce for the 175,000,000 of 1914. This explains the persistence and weight of all Russian offensives along Eastern Galicia and Bukowina during this war.

"In 1912 seventy per cent of all Russian coal was raised from the Donec Basin in the heart of Eastern Ukraina. The same figure applies to the production of pig iron, while the figure for iron and steel together is still sixty per cent.

"The sugar industry of Ukraina produces eighty-eight per cent of the Russian total, and the tobacco production is about the same.

"For foreign export the surplus streams to the great Ukrainian Black Sea port of Odessa, from which it may pass to the outside world especially thru the Bosphorous and the Dardanelles."

—*American Lutheran Survey.*

Das russische Mittelasien.

Die mittelasiatischen Gebiete Rußlands, Buchara, Merv, Samarkant, Taschkent, sind heute mit dem eigentlichen Rußland verbunden durch zwei Schienenstränge, und zwar die über Orenburg gehende Steppenbahn und anderseits die von Krasnojarsk ausgehende transkaspische Bahn. Der Erbauer der letzteren Bahn war der bekannte deutsch-russische General Kaufmann. Die Bahn wurde als Militärbahn trotz ungeheurer Schwierigkeiten gebaut und überschreitet unter andern die beiden Flüsse Amu-Darja und Syr-Darja auf Holzbrücken, die Längen von etwa je vier englischen Meilen aufweisen. Diese riesige Brückenstrecke ist dadurch bedingt, daß die beiden Flüsse im Frühjahr das flache Uferland weit überschwemmen. Diese verhältnismäßig wenig bekannten zentralasiatischen Gebiete sind erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem russischen Reich angeschlossen worden, teilweise durch Eroberung, teilweise durch Verträge. Die russische

Regierung hat in klarer Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Gebiete den Versuch derselben durch Europäer außerordentlich erschwert. Nur mit besonderer Genehmigung des Kriegsministers wurden Reisepässe und Aufenthaltskarten für diese Gebiete gewährt. Außer militärischen Gründen sind hierbei volkswirtschaftliche in Frage gekommen.

Mag auch die russische Regierung keineswegs klassisch gewesen sein und viele Fehler an sich gehabt und begangen haben, in diesen zentralasiatischen Gebieten hat sie Mustergültiges geleistet. Die seinerzeit von Dschengis-Khan und Timur Lenk erbauten Kanalsysteme, die später verfallen waren und zur Bewässerung des Landes dienten, sind von der russischen Verwaltung wieder hergestellt worden.

Und in der Tat erzeugte vor dem Krieg Rußland über die Hälfte seines eigenen Baumwollbedarfs in diesem Gebiet selbst. Außerdem sind diese Gebiete reich an Salz, an Braunkohlen und in der Nähe von Taschkent an ganz hervorragend guten Steinkohlen. Der Grund, weshalb insbesondere diese Steinkohlen bisher nicht ausgebeutet wurden, ist der, daß die Kohlen infolge ihres Reichtums an flüchtigen Bestandteilen leicht zerfallen und dann bröcklich werden und der Selbstentzündung unterworfen sind. Als Hilfsmittel dagegen kommt einzig und allein in Frage, diese Kohle zu verkoken und mit dem gewonnenen Teer Brifets herzustellen, die alsdann haltbar sind. Die Gebirgsteile, insbesondere des anschließenden Ferghana, sind reich an Edelmetallen, Kupfer und Eisen, sowie auch an Schwefellagerstätten. Auch Petroleum ist dort zu finden. Der Getreidebau und Weinbau, sowie die Viehzucht sind außerordentlich gut entwickelt, die weiten Steppen geben geradezu ideale Weidegründe ab. Einzelne besondere Kulturen sind der Anbau von Sonnenblumen und einer Chrysanthemumart, welche das Rohmaterial für Santonin darstellt. Die Stengel und Blätter beider Pflanzen sind reich an Kali und so liefern insbesondere die riesigen Sonnenblumpflanzungen im Kaukasus und in Zentralasien eine sehr gute Potasche von 96 bis 98 Prozent. Die Sonnenblumenkerne ebenso wie die Baumwollsamenerne liefern Oele, die teils als Nahrungsmittel, teils als industrielle Oele gute Verwendung finden. Diese asiatischen Gebiete stellen den reichsten Teil des ganzen russischen Reiches dar. Einzig und allein die Schwierigkeit des Transports haben verhindert, daß diese überaus reichen Gebiete bisher auf dem Weltmarkt mit ihren Produkten erscheinen konnten. Die Bewohner sind tartarisch-türkischen Ursprungs und fast durchgehends Mohammedaner. Die einzelnen kleinen Reiche stehen heute noch unter ihren eingeseßenen Fürstenthümern, die russische Vasallen sind. Eine Loslösung der Gebiete von Rußland wäre ethnographisch und politisch wohl möglich und wünschenswert, aber das russische Reich wird diese Schatzkammer niemals freigeben wollen, denn andernfalls würde sie dem von Indien vordringenden englischen Einfluß oder dem von Osten kommenden chinesisch-thibetanischen Einfluß unterworfen werden. Es ist selbstverständlich, daß derartig reiche Gebiete ein Kampfobjekt ersten Ranges darstellen und vorläufig sind nun einmal die Russen die glücklichen Besizer.

(„Mennon. Rundschau.“)

Ein Prediger, wie ihn die Welt sich wünscht.

Wie ein Prediger beschaffen sein soll, damit er ihr gefalle, darüber scheint sich die Welt klar gewesen zu sein, zu allen Zeiten. Und wenn wir

darum die Anforderungen der Welt an einen Prediger von heute mit denen vergangener Zeiten vergleichen, so werden wir finden, daß sie sich auch nicht in einem einzigen Punkte geändert haben. Luther schrieb seinerzeit: „Sechs Stücke gehören zu einem Prediger, wie ihn die Welt jetzt haben will: 1. daß er gelehrt sei; 2. daß er eine feine Aussprache habe; 3. daß er beredt sei; 4. daß er eine schöne Person sei, den die Mägdelein und Fräulein lieb haben können; 5. daß er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe; 6. daß er rede, was man gern hört.“

Und in Kirchhofs Wendmuth V, 12, 59 lesen wir: „Zu solchem Prediger, welcher der Welt wohlgefallen, gehören diese sechs Stücke: 1. daß er gelehrt sei; 2. daß er ein audaculus sei und ein fein Ausreden habe; 3. nicht zürne in seinen Predigten über die Laster; 4. nicht nach großer Besoldung frage; 5. eine schöne Person und freundlich sei; 6. daß er rede, was man gern hört.“ Zu diesen sechs Hauptstücken sagt die Welt von heute ihr Ja und Amen. Ein solcher „Weltgeistlicher“ macht darum auch viel von sich reden, auch weiß er vor der Welt zu glänzen mit seinem Prunk. „Einer Frau oder Jungfrau aber dient es zur Empfehlung, wenn wenig von ihr gesprochen wird, und so sind das auch nicht die schlechtesten Pastoren, deren Personalakten sehr mager geblieben sind.“ (Büchse!).

Mitgeteilt von Geo. L. Seef in „Schütz.“)

Der Liebe Frucht.

Seit dem Jahre 1812 war es den Juden in Deutschland erlaubt, höhere Schulen zu besuchen. Im Jahre 1831 trug sich nun in der Quinta des Gymnasiums zu Glogau in Schlesien folgender Vorfall zu: Ein kleiner jüdischer Knabe war eben in die Schule aufgenommen worden, er saß auf dem letzten Platz als der zuletzt aufgenommene Schüler. In der Religionsstunde ließ der Lehrer aus dem Leben des Heilands erzählen. Die meisten Schüler wußten nur sehr wenig davon. Der kleine Knabe aber, der schon in der Volksschule dem christlichen Religionsunterricht mit beigemohnt hatte, erzählte am allerbesten die Weihnachtsgeschichte und den Bericht von dem Sterben des Heilandes. Der alte Lehrer war tief ergriffen. Völl Freude gab er dem jüdischen Knaben einen Kuß und trug ihn auf den ersten Platz in der Klasse, den er die ganze Schulzeit hindurch inne hatte. Aus dem kleinen Judenknaben ist dann später ein bekannter Gelehrter und ein eifriger Zeuge Jesu Christi geworden. Bei der Taufe ließ er seinen Namen „Selig“ in „Paulus“ umändern. Fünfzig Jahre nach jenem Vorfall in der Schule erzählte Professor Cassel — das war sein Name — welcher tiefen Eindruck das auf ihn gemacht habe, und daß dadurch zuerst der Wunsch in ihn gepflanzt worden sei, Christ zu werden.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Das Alte Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. Von Lic. theol. Dr. G. Mahler. 7. Band. „Die Psalmen.“

Schon bei der ersten Ankündigung der Bibelauslegungen Mahers, wurde hervorgehoben, daß das Ziel, welches dieselben verfolgen, die sei, keine gelehrte und auch keine volkstümliche Bibelerklärung im Stile der andern wissenschaftlichen und erbaulichen Erklärungen zu geben. Was damals versprochen worden, ist auch durchgehend bei jeder neuen Erscheinung als gehalten empfunden worden. Es ist Schriftbetrachtung, wie wir sie für unsere Zeit brauchen, praktisch, faßlich, packend, feinsinnig und religiös, nicht besangen, sondern frei und im besten Sinne. Es sind in der That religiöse Betrachtungen für das moderne Bedürfnis! Alle Mitarbeiter an diesem Werke haben ihre Aufgabe vortrefflich gelöst. Das ist allgemeines Urtheil der religiösen Presse, und darum sind auch derartige Erzeugnisse mit größtem Beifall aufgenommen worden.

Nehmen wir, um uns von der Güte der alttestamentlichen Betrachtungen zu überzeugen, einmal den 7. Band, „Die Psalmen,“ zur Hand. Wohl mögen bei der Lectüre der Betrachtungen über die Psalmen manchmal leise Bedenken kommen, ob nicht ein effektfiches Verfahren hier praktischer gewesen wäre, weil bei der großen Verwandtschaft mancher Psalmen, sich doch auch in den Betrachtungen über dieselben etwas zu leicht leise Wiederholungen einstellen. Jedoch darf man sich auch nicht die Gründe verhehlen, welche für den Verfasser bestimmend waren, trotzdem die Sammlung fortlaufend und lückenlos zu erklären. In der Gesamtheit will der Verfasser mit seiner Psalmenauslegung dem Geschlecht der Gegenwart es zum lebendigen Bewußtsein bringen, wie selbstgewiß, glücklich, frei und stark die Menschenseele ist, die Gott gefunden hat und in bewußter Gemeinschaft mit ihm lebt. Das ist doch sicher tief religiös gefaßt, und tief religiöse Gedanken sind überall aus dem ganzen Psalm hervorgehoben, der jedesmal zur Betrachtung kommt, den der Verfasser immer erst zu lesen bittet. Seine an den Grundtext sich anschließende Uebersetzung ist, wie im ganzen alttestamentlichen Bibelwerk, dem Calwer „Handbuch der Bibel-erklärung,“ 7. Auflage, entnommen.

Besonders bewegt hat uns die Schlußbemerkung des Vorworts, daß die glückliche Vollendung der Psalmenauslegung die letzte Sorge seines kurz vor Vollendung des Werkes im 90. Lebensjahr heimgegangenen Vaters gewesen sei. Solcher Wunsch ist gerechtfertigt, daß in Erfüllung seiner inbrünstigen Gebete, bei den Lesern Frucht gewirkt werden möge, die zum ewigen Leben bleibet!

Die Behandlung der Psalmen unterscheidet sich von andern praktischen Auslegungen des Psalters, so von Taube und Karl Gerol, dadurch, daß der

Verfasser sich stets die Frage gestellt hat, was die Menschen von heute, gemäß ihrer besonderen Bedürfnisse, Anschauungen und Aufgaben, an Lehre und Ermahnung für sich aus dem betreffenden Psalm entnehmen können. Mit Rücksicht aber auf den vorgeschriebenen Umfang des Werkes, kann er aber leider nur in einer Reihe von Psalmen diejenigen Verse daraus zum Abdruck bringen, die besonders wichtig oder für den Gedankenfortschritt von Bedeutung waren. So Psalm 22, 2—20; 75, 23—28; 96, 1—10 u. a.

Geben wir unsern Lesern zur Prüfung hier eine kurze Probe wirklich köstlicher Betrachtung von Psalm 134, B. 1—3. Das Thema lautet:

„Kultus-Fragen für Prediger und Gemeinde.“ Es ist dieser Psalm, der die sogenannten Wallfahrtslieder abschließt, ein gegenseitiger Aufruf zum Lobe Gottes seitens der Priester und der Gemeinde. Nach seiner praktischen Bedeutung für unsere Zeit und für unser persönlich-religiöses und kirchliches Leben kann er manche Erwägungen ergeben.

In den beiden ersten Psalmversen fordert die Gemeinde die im Hause Gottes den Nachtdienst versiehenden Priester und Leviten auf, ihre Hände betend zu Gott zu erheben und seinen Namen zu preisen. Also auch während der Nacht mußten die Priester amtieren. Es hing dies mit dem israelitischen Kultus überhaupt zusammen. Im Kultus der christlichen, insbesondere der evangelischen Kirche, sind Gottesdienste während der Nacht nicht vorgesehen. Aber ein rechter evangelischer Prediger wird doch auch aus jenem Umstand eine wichtige Nutzenwendung für sich und sein Amt zu ziehen wissen. Wir denken zunächst daran, wie heilig und ernst doch das priesterliche Amt ist, daß es im Alten Bund selbst während der Nacht ausgeübt werden mußte. Soll schon das Leben eines jeden frommen Christen ein ununterbrochener Gottesdienst sein, der nicht an bestimmte sogenannte heilige Zeiten gebunden ist, wie viel mehr wird ein Prediger von Beruf, der doch ein rechter Gottespriester sein soll, sein ganzes Leben zu einem fortgesetzten priesterlichen Handeln zu machen wünschen. Er wird demgemäß auch oft die Nachtstunden zu Meditation und Gebet ausnutzen. In der Nacht wird ihm die Konzentration leichter, da der Lärm des Außenlebens schweigt und auch die Hausgenossen zur Ruhe gegangen sind. Wenn irgend wann, so wird sich an ihm bei diesem Priesterdienst die Verheißung Jesu erfüllen: Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich. — Die Gemeinde fordert den Prediger zum Lob Gottes auf, und der Prediger antwortet seinerseits mit einem Segensgruß an die Gemeinde. Solch wechselseitige Aufforderung zum Aussprechen der Gottesgemeinschaft, in der man steht, dient wesentlich zur Stärkung der letzteren. Sie belebt die gottesdienstliche Feier und zieht die Gemeinde zur lebendigen Mitwirkung heran. — Und da der wahre Gottesdienst nach seinem tiefsten Sinn Anbetung Gottes ist, vermögen gerade die Lobpreisungen Gottes, wie unser Psalm zeigt, die religiöse Andacht zu fördern. — Aber freilich, Gottes Lob soll nicht auf die eigentlichen Gottesdienste im Hause Gottes beschränkt bleiben. Das ganze Leben eines Christen soll ein Lobpreis Gottes sein. Kurz, unser Psalm ist ein mächtiger Aufruf zum Lob des Höchsten. Und zu solchem Lobpreis Gottes wird sich täglich jeder fromme Christ bewogen fühlen, der sich die irdischen und geistlichen Segnungen Gottes in seinem Leben vergegenwärtigt.

Nicht wahr, lieber Leser, eine köstliche Erbauung? Darum dieses Werk zu empfehlen. Nimm und lies! Für Pastoren dürfte auch das Register der Eisenacher Perikopen aus dem Psalter Beachtung verdienen! M. W.

Dr. G. Maher. XII. Band. Altes Testament. „Daniel und Hosea.“

Es dürfte dieser Band der letzte sein, welcher von diesem Werk in unsere Hände hier zur Kriegszeit gekommen ist. Höchst gedankenvoll und tief poetisch ist das Eingangsgedicht, das dieses Werk gleichsam als prophetischen Prolog eröffnet:

„Was du in dunkeln Traumgebilden schautest,
Was sehnsuchtsvoll du in die Wolken haustest,
Es wird auf dieser kampfgedurchwühlten Erden
Gewiß doch endlich Tat und Wahrheit werden.
Der Höchste wird zuletzt doch sieghaft walten,
Und wenn der Erde Reiche längst zerfielen,
Führt seine Hand die Welt zu höhern Zielen.
Sein Reich wird kommen, und die sollen's schauen,
Die still und standhaft darauf trauen!“

Im Vorwort werden wir zum besseren Verständnis des Buches Daniel darauf aufmerksam gemacht, daß für das erbauliche Verständnis einer heiligen Schrift es höchst wichtig sei, daß man ihren Zweck und ihre Bestimmung kenne. Ebenso habe man zu erkunden: Welches waren ihre Leser, und in welcher Lage befanden sie sich? Ist man darüber einigermaßen klar und kann man sich in die Verhältnisse versetzen, die die Schrift voraussetzt, dann redet Gottes Geist zu uns und wir verstehen dann, was uns gilt. Wer es verschmäht, eine solche Schrift geschichtlich und im Zusammenhang mit den andern zu betrachten, d. h. auf die Zeitumstände einzugehen und die damalige Lage zu berücksichtigen, auch die Absichten des Verfassers zu ergründen, der verkennet, daß es Gottes Wille gewesen ist, sich in einer Schrift zu offenbaren. (1. Joh. 4, 3.)

Eine geichichtliche Darlegung jener Zeit läßt dann der Verfasser zur Erläuterung folgen und erbringt dann am Schluß den Beweis, wie Männer und Frauen des geknechteten Volkes sich an den kraftvollen Erzählungen des Buches erbauen konnten und aus seinen wunderbaren Visionen die Geduld schöpften, die sie nötig hatten, um treu und still im Glauben zu beharren und damit die Sache Gottes einer bessern Zeit entgegen zu führen. Sie behielten das Buch in Ehren, auch als nicht alles gleich so kam, wie es verheißen hatte. Die ersten Christen stellten das Buch in das Licht ihrer Verhältnisse. Wir, die späteren Nachkömmlinge, entnehmen ihm, was wir für uns brauchen. Eine reiche Beute werden wir machen, wenn Gott Gnade gibt. Und solche Beute ist wirklich vorhanden in den beiden Teilen der Betrachtungen.

Der erste Teil enthält die Geschichten mit sechs Unterabteilungen: 1. Akademiker nach Gottesherzen. 2. Das Monarchienbild. 3. Der Schutz-Öttern wirst du gehen. 4. Öttern wirst du gehen.

Der zweite Teil: Die Geschichte ergibt ebenfalls sechs Unterabteilungen: 1. Die vier Tiere und der Menschensohn. 2. Der Ziegenbock und das kleine Horn. 3. Die siebenzig Lehrwochen. 4. Zwei Kämpfe in der Geisterwelt. 5. Weltgeschichtliches Marionettenspiel. 6. Durch Nacht zum Licht.

Das weltgeschichtliche Marionettenspiel, allerdings eine eigentümliche, aber nicht weniger als wahrheitsgemäße Bezeichnung entrollt ein Bild nach Kap. 11, 21—35. Es zeigt uns die Weltgeschichte von hoher Warte. Nicht

mindest klar ist dann auch der zweite Gedanke, daß der im Himmel sitzt, lachtet ihrer. Zwar dem Oberflächlichen erscheint dieser Abschnitt wie eine trockene Erzählung von Tatsachen, aber wie läßt der Verfasser überall die erhabene göttliche Ironie durchblicken. Selbstherrlich treten die Menschen auf mit großartigen Plänen, aber der im Himmel sitzt, lachtet ihrer.

Die Fürsten marschieren in der Geschichte vor uns, tun, was in ihrer Rolle steht, als würden sie an Drähten geleitet, und ziehen wieder ab, als würden sie in die Schachtel zurückgelegt, der sie entnommen sind. Wahrlich, ein eigenartiges weltgeschichtliches Marionettenspiel! Bei diesem Marionettenspiel dürften aber nicht bloß Fürsten allein vertreten sein, sondern auch ungekrönte Persönlichkeiten. Dem sei nun, wie ihm wolle, aber diese Art von Schriftbetrachtung ist auch nicht ohne erbaulichen Wert.

Das Schlußkapitel: „Durch Nacht zum Licht,“ gibt zuerst eine wundervolle Aussicht, denn auf dem letzten Blatt des Buches, sagt der Verfasser, leuchtet blitzartig der Glaube an eine Auferstehung der Toten, an eine Vergeltung jenseits des Grabes, an ein ewiges Leben auf, der im Alten Testament nur selten und (auch Jes. 26, 19) nur dunkel durchblickt.

Der zweite Punkt gibt noch einmal Bescheid auf die Frage: Herr, wie so lange? Er klingt in den Satz aus: Ein Geduldiger ist besser, als ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, besser denn der Städte gewinnt.

Der Prophet **Hosea** wird als eine kleine Prophetenschrift betrachtet und ihrem Hauptgedanken nach für das Gegenwartsbedürfnis fruchtbar gemacht. Es ergeben sich 24 Betrachtungen: 1. Untreue. 2. Die Treue Gottes. 3. Die Strafe der Untreue. 4. Wo ist ein solcher Gott wie du bist? 5. Alle Drohungen und Verheißungen erfüllen sich in ihrer Zeit. 6. Die Sünde ist der Leute Verderben. 7. Der Fluch der Halbherzigkeit. 8. Uns zur Lehre. 9. Buße. 10. Wahre Hilfe. 11. Gott als Kläger. 12. Das Unglück der Gottesferne. 13. Die Verachtung der Propheten Gottes. 14. Das Volk Israel in der Gegenwart. 15. Schuld und Strafe. 16. Die Furcht vor dem Ende. 17. Gottes Liebe, unser Dank. 18. Das Vaterherz Gottes. 19. Folget ihrem Glauben nach. 20. Das unrentable „Geschäft.“ 21. Gottes Güte soll uns zur Buße leiten. 22. Ein klares und ernstes Wort. 23. Jeder ist seines Glückes Schmied. 24. Tod, wo ist dein Stachel? 25. Die Größe der göttlichen Erbarmung. 26. Was haben wir davon?

Wirklich drastisch ist die Ueberschrift des 20. Abschnitts: Das unrentable „Geschäft.“ Ironie liegt in den Ausführungen des Propheten Kap. 12, 8—12. Er charakterisiert hier sein Volk als „Kanaan,“ d. h. als den gewissenlosen phönizischen Kauf- und Handelsmann, der da meint, es sei alles in bester Ordnung, wenn nur das „Geschäft“ blüht; der auf seinen Reichtum baut und traut und dessen Grundstimmung die ist: Mir kann keiner was! Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn all sein Jagen und Hasten um Geld und Gut wird umsonst sein, sein Vertrauen auf Reichtum betrügt ihn, Entbehrung und Not wird sein Los sein. Und warum? Weil er vergessen hat, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Gerade hier ist der Fluch des irdischen Sinnes zum Ausdruck gebracht. Das ist auch zur Lehre für unsere Zeit sicherlich mit vollem Recht geschrieben. Wer ohne Sünde ist, hebe den ersten Stein auf, um ihn auf Israel zu werfen! Wer in Welt- und Geldliebe aufgeht, verfällt dem Gericht!

So ist auch die unter 23 gegebene Ueberschrift: Jeder ist seines Glückes Schmied, äußerst gelungen in ihrer Ausführung. Der Gedanke ist, daß

Israel seines Unglücks Schmied ist, und daß man also im Blick auf seine Verblendung sagen muß, nicht: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sondern in diesem Falle, des Menschen Wille ist seine Hölle. Nicht nur auf dem irdischen, sondern auch auf dem sittlichen Gebiet hat das Sprüchwort seine Berechtigung, denn Gerechtigkeit erhöht ein Volk, und die Sünde ist der Leute Verderben. Der Prophet weiß aber auch — und dies schließt das Sprüchwort mit ein — die entgegengesetzte Wirkung hervor zu heben in dem bezeichnenden Wort: „Deine Hilfe stehet allein bei mir!“ Sorgen wir dafür, daß unsere eigene Zukunft und die unsers Volkes nicht unter das anklagende Wort: Du bringst dich in Unglück, fälle, sondern unter das Verheißungswort: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!

Wie das Buch Daniel, so wird auch Hosea in diesen religiösen Betrachtungen voll und ganz dem Gegenwartsbedürfnis gerecht. Dem nachdenkenden Leser wird es zur Erbauung dienen und er wird in Jehovas Wegen als ein Gerechter wandeln lernen!

M. Weber.

“A Prophet of the Spirit.” A Sketch of the Character and Work of *Jeremiah* by *Lindsay B. Longacre*, Professor of Old Testament Literature and Religion at the Iliff School of Theology, Denver, Colorado, published by *The Methodist Book Concern*. 128 pages. 75 cents.

This book is in no sense a commentary on the book of Jeremiah. As the title indicates, it affords a glimpse into the character and message of the prophet. Since man can only be understood when seen against his historical background, the author sets out to give a picture of the life and times of the prophet. With the meagre data at hand, he can adduce but little biographical material beyond saying that Jeremiah moved thru life with open eyes and a loving heart, that he was a keen thinker, and a man of splendid courage. His characterization of the times, however, is valuable. King Josiah's reign of 31 years (Jeremiah was called 20 years before its close) was a kind of “Indian Summer” for Judah. It ended with the battle of Megiddo (“Armageddon”), when its army was routed by the Egyptians and the king killed. For three years Judah submitted to Egypt, but at the great battle of Carchemish, in 605, the Egyptian power was broken and Judah was compelled to pay tribute to Babylon. There came to be three parties that claimed political influence, the Egyptian, then one that was opposed to “entangling alliances,” and the Babylonian. Jeremiah was the leader of the last, he favored submission to Babylon. He had his eye on Israel's religious salvation rather than her political independence. Kings Jehoiakim and Zedekiah rebelled against Babylon. Jerusalem was destroyed. During the great revival under Josiah after the finding of the book of Deuteronomy, the prophet seems to have taken no leading part at first. But when the centralization of the religious life at Jerusalem gave the priests a predominating influence and a movement for ritualism set in, he raised his voice against this danger. Israel must not be satisfied with the outward forms of the religious life but look for a spiritual rebirth. The real reformation will come when the Lord makes a new covenant with them and writes His laws in their hearts. He strikes a new note in the religious development of the people by em-

phasizing the need of personal piety and individual communion with God in prayer. In a different connection, not dwelt upon by this author, Rauschenbusch coined for this change the wonderfully suggestive phrase: "Religion found the broad plains of national life destroyed and in the possession of the enemy, and it retreated into the mountain fastnesses of individual soul-life."

Letters on the Atonement by *Raymond H. Huse*. Published by *The Methodist Book Concern*. 79 pages. 50 cents.

As the author truly says, the mystery of the atonement gets deeper with fulness of years and meditation. Nevertheless there is a demand for an interpretation of the doctrine that will commend itself to the thinking man of today. The writer undertakes this in the form of ten letters supposed to be written to a Christian lawyer. They are permeated by a spirit of reverence and sincere piety. He comes to the following results: 1. The atonement proves God in our "holy Father." (We would say, Holy Love).

2. As a Father, all the propitiations He will need to forgive His children is the assurance of their moral transformation. We take exception to this statement. It is entirely unbiblical. God has "set forth Christ to be a propitiation to us thru faith and we are justified freely by His grace," Rom. 3: 25, but never on account of our repentance and conversion being sincere. An honest conversion is necessary for forgiveness, for an insincere heart receives nothing but propitiation of God is always attributed to Christ, and His work, never to man.

3. Christ, assuming sinful human nature, bore the penalty of sin (at one place, tho, the author questions the statement, "Christ bore our punishment for us; that is why we can go free"). By His obedience human nature was purged and chastened and brought into harmony with the Father.

4. By fellowship with Him, we became dead unto sin and alive unto God.

We think a solution of the atonement problem can best be found in the "first and second Adam" theory of the apostle. Christ thus becomes the beginner of a new race, a spiritual race. By faith in Him the spiritual relationship is established, and His righteousness becomes the believer's. If the question is asked, why was it necessary for Christ to die so that God could forgive? the answer would be, because in no other way would the wickedness and dangerousness of sin on the one side, and the love of God on the other, be so effectively demonstrated. The cross is the most efficacious plea for repentance and the most persuasive manifestation of divine pardon there is. That doesn't solve everything, but it goes a long way.

The Book of Revelation Not a Mystery by *David Keppel*. Published by *The Methodist Book Concern*. 76 pages. 50 cents.

There are three ways of interpreting the book of Revelation: 1) the Futurist. To this view all events related in the book belong to the period immediately preceding the end of the world. The very opposite of this is the 2) Preterist. It assumes that the author's concern was solely with his own time. He speaks to the men of his own time and

deals with conditions then existing. The 3) view is the Continuous historical. According to this John's pictures include a symbolical representation of the chief events of all subsequent history. Our author belongs to the second class. He thinks the book was well understood by the men of John's own age. The main body of the book from chapters three to eighteen is devoted to things which took place in Palestine in the life time of John.

Therefore he tries first to get a clear view of the events of the age of John. John remained in Palestine till after the destruction of Jerusalem. Then he removed to Ephesus and labored among the churches of Asia Minor for a quarter of a century. Under Domitian a persecution broke out, during which John was banished to Patmos where he saw his vision and wrote the book. Some visions, however, were written much earlier, some as early as the latter part of the reign of Nero. These earlier visions were skilfully dove-tailed into the great Patmos vision and we have the whole substantially as it left John's hand. Among the elements that help us understand the historical setting, the author mentions the Parthians, the old enemies, who became reconciled under Nero (the "water of Euphrates was dried up"), the Jewish nation, the Church, and the Hope of Christ's speedy Return. Then he proceeds to interpret the symbolical language of the apostle. The seven seals picture the day of wrath against rebellious Israel. The events following the blasts of the seven trumpets are nothing but the earlier, less severe occurrences, while the events following the pouring of the bowls are the final calamities which overwhelmed the Jewish people. His main contention is that the great Harlot-city, Rev. 17, is not Rome but Jerusalem. According to him the "beast" is indeed Rome, but the woman, sitting on the beast, is Jerusalem. We are by no means convinced that he is right in this interpretation. That John, under Domitian, should rejoice that Jerusalem had fallen when it had been destroyed for over 20 years, is inconceivable. The city that "reigneth over the kings of the earth," the city that was drunk with the blood of the saints, no doubt was to him imperial Rome. In this respect, therefore, we cannot follow the writer, nor can we accept his interpretations of the symbols in quite a few cases. With his general position, however, we are in full accord. John wrote for his own time and the key to the understanding of the book must have been in their possession. This does not preclude the possibility of using the book as a source of inspiration and encouragement at any time; nor does it take anything from the magnificence of the eschatological chapters with which the book draws to a triumphant close.

Jesus Is Coming by W. E. B. (Blackstone). Published by Fleming H. Revell Co. and The Moody Bible Institute.

This work on the Pre-millennial Coming of Christ has been translated into twenty-five languages, with a total of 386,000 volumes. R. A. Torrey says the book made the coming of Christ a living reality to him and convinced him that it would occur before the millennium. J. Wilbur Chapman says, the book revolutionized his thinking and gave him a

new conception of Christ and a new understanding of what it meant to work for him. The author himself is so impressed with the importance of the eschatological teachings in his book that he commissioned the Bible Institute to send copies gratuitously to ministers and other workers of the Church. "With all my heart in this my seventy-sixth year I implore you to read this book." His view is the one held by all pre-millennial believers that Christ is to return to the earth and overthrow Satan, all ungodly government and lawlessness, and establish a kingdom of righteousness, having the Church, with himself as sovereign, Jerusalem as the capital, regathered and converted Israel as the center, and all nations included in a universal, world-wide kingdom of pure and blessed government. This view he bases mainly on the 20th chapter of Revelation, where the expression "a thousand years" is six times repeated. But besides, he says, the Jews had fully developed the doctrine of the millennium as the teaching of the Old Testament Scriptures long before the book of Revelation was written. By the way, granting that millennial hopes were quite prevalent in later Judaism, would that be a safe foundation to build any of our religious hopes on? The author also finds a strong argument for his belief in the Old Testament emphasis on the sacred sevens: the week of 7 days, the week of weeks (49 days: Pentecost), week of 7 years (Sabbatic year), of 7x7 years (Jubilee) and closes the cycle with the great week of Millenniums, six thousand to be the duration of the world, since the creation, and the seventh thousand to be the millennium. At the coming of Christ the saints will be raised, that is the first resurrection, the second resurrection taking place in the end, when death shall have been destroyed.

The author certainly believes in his doctrine and loves it with all his heart. He marshals a wealth of Scripture quotations on the subject that is quite formidable, he has thought of every objection and forgets nothing that could be in favor of his view. Nevertheless we can not accept a doctrine of such immense importance on the strength of the 20th chapter of Revelation only. Christ did not teach chiliasm, nor did His apostles. The article of His Return is quite sure, but the reign of a thousand years on earth has no other foundation in all the word of God but that one chapter. This one chapter, however, is part of a book which is so obscure and so full of symbolisms for which we haven't the key, that expressions in Revelation alone are not sufficient as a basis for an article of faith of so tremendous an import. The author mentions Luther as a supporter of his views. We do not know how far he is justified in this but the symbolical books of the Lutheran Church certainly repudiate Chiliastic teachings. It is true that in certain pietistic circles millennialism has its adherents, and, as every one knows, the great Bengel was a firm believer in it and devoted many years of his life to the study and teaching of chiliastic beliefs. The Church as such, however, was opposed to it, and the question, therefore, whether Christ is to come before or after the millennium, is without practical interest. This does not affect in the least our belief in His return, and if one desires to know all that Scripture says about this point and its influence on Christian life and conduct, Blackstone's book will be found very helpful indeed.

Studies in the Parables of Jesus by *Halford E. Luccock*. *The Abingdon Press*. 131 pages. 50 cents. 1917.

It might seem hard to say something new and fresh on the parables but the author certainly does. He selects 13 of the parables of Jesus, such as the Sower, the Lost Sheep, the Pearl, the Unmerciful Servant, the Rich fool, the Leaven and so on. Then he gives six or eight pages of comment on each and adds appropriate questions for reflection and discussion at the end of each chapter. The book is one of the "Life and Service Series," is well adapted for study in Adult Classes and religious instruction in high schools and colleges. We do not hesitate, however, to say, it is also full of good, rich thought for the pulpit.

In a natural but oftentimes most striking way the writer applies the Lord's picture talks to our own times. Take for instance the parable of the Lost Sheep. He says, "some one has called Jesus 'the great contemporary.' To each new century and to each new generation He speaks with an unfailing timeliness. The central ideas of the three parables of Luke 15 touch very closely some dominating interests of present day life and thought: 'the lost,' with God's treatment of them and our treatment." Then he parallels this with the modern concern in lost things and their reclamation and conservation. "Safety first," conservation of natural resources, conquest of preventable diseases, greater efficiency, the attitude to the delinquents, the outcasts, are mentioned. At once we see how this old and trite parable lights up for us some of the most modern important movements. He does not expound verse by verse but evolves the thought suggested by the passage and comments on it in a very helpful way. He likes catchy titles, so for instance his exposition of the Lost Sheep parable has these headings. "The History of a Sneer, God's Estimate of Man's Value, The Basis of Democracy, When Is a Man Lost? Substitutes for the Search of the Shepherd." We consider the book one of the best on the subject. As a store-room for illustrations and a stimulant for thought along the lines of the parables it is invaluable to the preacher.

The Psalms and Other Sacred Writings. Their Origin, Contents and Significance by *Fred Carl Eiselen*, Professor of Old Testament Interpretation in Garrett Biblical Institute. Published by *The Methodist Book Concern*, 1918. 348 pages. \$1.75.

This volume III of the Biblical Introduction Series discusses the origin, contents and significance of the books included in the third division of the Hebrew Bible, the "Writings." They are treated in a scholarly but non-technical language. We have examined the first part, the introduction to the Psalms. The author dwells first on the character of Hebrew poetry, the parallelism of members, the Hebrew meter with its decisive factor, the accent. He enters upon this matter with moderation, we say, wisely, for he can count on only a very moderate amount of interest with most of his readers. Then he takes up the composition of the book of Psalms. Of the titles ("Psalms of David," etc.) he says, they cannot be followed implicitly for often the circumstances reflected in the text cannot be harmonized with the situa-

tion referred to in the superscription. The question of the *date* of the Psalms is less important perhaps than in the case of the prophetic writings, for as W. T. Davison says, "The universality and, if one may say so, the timelessness of the psalter are amongst its prominent characteristics." The psalmist, of all men, is alone with God and his own soul. Many modern critics are inclined to refuse David any claim to authorship. They assert that he lived on too low a plane of religiousness and morality to be the father of any of these spiritual songs. Eiselen does not agree with them. David was a man of great faults but also a man who walked in the fear and fellowship of God. He adopts McFadyen's conclusions on this point: 1) It cannot be established with absolute certainty that David wrote any psalms. 2) But it is probable that he wrote some. 3) Not all these psalms could have been lost. 4) Some of the Psalms credited to David in their titles are appropriate on his lips. He quotes, without committing himself, Brigg's chronological arrangement of the Psalms according to which by far the greatest number belong in the period of the exile and after, a great many of these in the later Greek period. A section entitled "the speaker in the Psalms" is very interesting. While in Reformation times the individual interpretation prevailed, a great many commentators in the 19th. century (Hengstenberg and others) came to the conclusion that the "I" is invariably not an individual, but the community expressing itself as a personified unit. A reaction later set in tho, whose leader was Duhm, which claimed that many Psalms reflect the experiences of individuals.

One may hesitate to adopt some of the critical positions of the author but the book is without doubt a valuable guide, full of helpful information and written in a devout spirit. In like manner the other Hagiographa are treated, Proverbs, Job, Canticles, Ruth, Lamentations, Ecclesiastes, Esther, Daniel, Ezra, Nehemiah and Chronicles, so that the owner of this book has a complete text-book along the lines of the subject. When a person thinks of the many puzzling questions that will arise in connection with many of these books, it can readily be seen how opportune it would be to have so scholarly a guide as the author is, always at hand.

